Lauf der Wiese zu, ein Heer verspricht sich nach der Lage und dem Zustand des Feindes den Sieg. Das Wasser behält nicht immer die nämliche Bewegung, ebenso hat auch ein Kriegsheer nicht immer den Mut zur rechten Zeit und am rechten Platze." — — —

Das sind die Anschauungen über Krieg und Taktik des ehemaligen Oberhofmarschalls Sung-hsie. Heute sind die Zeiten, die Verhältnisse, die Waffen natürlich auch in China ganz andere und manche dieser Gedanken erscheinen uns wohl überlebt; aber im allgemeinen dürften diese Grundsätze doch ihre Richtigkeit haben. Sung-hsies Ausführungen geben uns jedenfalls einen beachtenswerten Einblick in die Kriegskunst der alten Chinesen.

Ährenlied.

Von Ella Graf.

Wir trauten Schwestern,
Schimmernd und hold,
Noch lenzgrün gestern
Und heute Gold,
Wir leuchten
Den feuchten
Grasrain entlang,
Wir lauschen
Dem Rauschen
Im Windesgesang.
Wir schwingen und schweifen
Im Licht uns sacht,
Wir ruhen und reifen
In dunkler Nacht.
Wir biegen
Und wiegen
Uns tiefer gelind
Im Rieselregen,
Der Sonn' entgegen,
Selbst jede ein Sonnenkind.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt.

Seite

Die Organisation der Menschheit. Von o. ö. Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel 3

Ave Maria. Von Luise Baronin Ferstel 21

Frauenkriegsdienst. Von Hanny Brentano 22

Kriegsbereitschaft. Von Ella Graf 32

Bischof Belopotoczky. Von Hofrat, o. ö. Universitätsprofessor Dr. Franz M. Schindler 33

Naturandacht. Von Ilse Franke-Oehl 35

Die Aufgaben der Zentralmächte in Ostasien. Von Erzabt Norbert Weber von St. Ottilien 36

Kriegspsychiatrische Erfahrungen. Von o. ö. Universitätsprofessor, k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Alexander Pilcz 56

Religiöse Kriegs-Ansichtskarten. Von Hofrat, o. ö. Universitätsprofessor Dr. Heinrich Swoboda 65

Chinesische Kriegstaktik. Von Missionär P. Wg. M. Ibler S. V. D. . . 75

Ährenlied. Von Ella Graf 82

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1914. Von Generalsekretär, o. ö. Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer . . . . . I—XII

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-20 15:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-20 15:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1914.

Von **Dr. Th. Innitzer**, Generalsekretär.

In das 23. Bestandjahr der Österreichischen Leo-Gesellschaft fällt der Ausbruch des Weltkrieges, der, wie vorauszusehen war, eine wesentliche Einschränkung der Tätigkeit der Leo-Gesellschaft mit sich brachte. In dem Märtyrer der grausigen Bluttat von Sarajevo verlor die Leo-Gesellschaft einen wohlwollenden Förderer. Ein halbes Jahr später entriß ihr der Tod ihren hochverdienten gewesenen Vizepräsidenten und Mitbegründer Bischof Belopotoczky; seine Bedeutung für die Gesellschaft wird an anderer Stelle gewürdigt*). Im übrigen weist dieses Jahr keine für die Gesellschaft bedeutsamen Ereignisse auf.

Am 29. Jänner 1914 übersiedelte die Kanzlei in das neue Heim, das die Leo-Gesellschaft durch die hochherzige Widmung Sr. Eminenz, ihres Präsidenten, in dessen Hause fand. Dadurch wurde ihr auch eine große wirtschaftliche Sorge abgenommen und eine sehr fühlbare Wohltat in schwerer Zeit erwiesen. In dankbarer Würdigung derselben ernannte das Direktorium Se. Eminenz zum Förderer der Gesellschaft. Zu Anfang des Jahres legte Rechnungsdirektor Gemeinderat Rudolf Müller infolge seines geschwächten Gesundheitszustandes das Amt des Schatzmeisters nieder. Das Direktorium nahm in der Sitzung vom 14. Jänner diesen Schritt mit Bedauern zur Kenntnis und sprach ihm für seine umsichtige, sorgfältige und sachkundige Führung der Kassaverwaltung Dank und Anerkennung der Gesellschaft aus. An seine Stelle wurde Gutsbesitzer Anton Weimar provisorisch als Schatzmeister gewählt und ihm Ingenieur Josef Rohrbacher, derzeit im Felde, als Stellvertreter beigegeben.

Die in St. Pölten geplante Generalversammlung für 1914 wurde infolge des Kriegsausbruches in einfachem Rahmen am 11. November in Wien im Konsistorialsaale des f.-e. Palais abgehalten. Herr Dr. Richard v. Kralik hielt einen von vaterländischer Begeisterung getragenen und von unerschütterlicher Siegeszuversicht er-

*) Siehe di eses Jahrbuch Seite 33—35.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

füllten Vortrag über „Unsere Aufgaben im Weltkrieg", der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Der gewesene Präsident der Leo-Gesellschaft, Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, wurde zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt und ihm in Ausführung dieses Beschlusses ein Ehrendiplom überreicht.

Die durch den Ausbruch des Krieges verursachten Einschränkungen betrafen zunächst die literarische Tätigkeit. Im ersten Halbjahr 1914 erschienen noch: 1. der 12. Band der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer", durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell, Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck: „Die Neuerrichtung der Bistümer in Österreich nach der Säkularisation" von Dr. Hubert Bastgen, Privatdozent an der Universität Straßburg (Großoktav, X und 500 S., 12 K); 2. der 21. Band der „Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft", herausgegeben von Dr. Martin Grabmann und Dr. Theodor Innitzer, Professoren an der Universität Wien: „Das Gebet im Alten Testamente in religionsgeschichtlicher Beleuchtung" von Dr. Johannes Döller, Professor an der Universität in Wien (Großoktav, 107 S., K 3·50). — Infolge der dem Kriege teilweise schon vorausgegangenen Verminderung der Einnahmen und infolge der Schwierigkeit, einen günstigen Verlagsvertrag schließen zu können, wurde die Fortführung des „Wissenschaftlichen Kommentars zu den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes" einstweilen eingestellt. Ebenso wurde der Verlagsvertrag mit der „Allgemeinen Verlagsgesellschaft" in Berlin-München mit der Rechtswirksamkeit vom 1. Jänner 1915 gekündigt, da die Verlagsvereinbarung der Leo-Gesellschaft nicht jene Vorteile brachte, die ihre Aufrechterhaltung wünschenswert erscheinen ließen. — Bezüglich des „Allgemeinen Literaturblattes" und der „Kultur" (beide wie bisher herausgegeben von Dr. Franz Schnürer, Direktor der a.-h. Familien-Fideikommiß- und Privatbibliothek Sr. Majestät) beschloß das Direktorium, letztere vom Jahre 1915 an als Jahrbuch erscheinen zu lassen und dasselbe, gleichwie das durch Leitaufsätze allgemeinen Inhalts erweiterte Allgemeine Literaturblatt allen Mitgliedern als Vereinsgabe umsonst zuzusenden. — Die Herausgabe des „Anthropos" (Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, herausgegeben von Dr. P. Wilh. Schmidt S. V. D., Sankt Gabriel) wurde auch in diesem Jahre mit 1000 K unterstützt.

Die Vortragstätigkeit äußerte sich im ersten Halbjahre, vor Kriegsausbruch, wie bisher teils in den Montagsabenden, teils in den Sektionssitzungen. Im Herbste mußten infolge verschiedener Ursachen, vor allem infolge zahlreicher Einberufungen zum Militär, Einschränkungen Platz greifen. Die Montagsabende leitete bis zu seinem Einrücken ins Feld Professor an der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lehrerakademie Josef Neumair in der anerkannten rührigen und geschickten Weise. Sie erfreuten sich eines regen Besuches und Interesses. Während der Kriegszeit wurden diese fast zur Gänze eingestellt. Die Vorträge waren folgende:

5. Jänner: Universitätsprofessor Dr. Fr. W. Foerster: „Eindrücke aus der sozialen und religiösen Arbeit der Heilsarmee."

12. Jänner: Direktor P. Dr. Heinrich Giese: „Die Organisation der Katholiken Frankreichs seit der Trennung von Staat und Kirche."

19. Jänner (Diskussionsabend): Dr. Oskar Katann: „Zeitgemäße Anregungen."

26. Jänner: Lichtbildervortrag des Monsignore Dr. Karl Weczerzik Edler von Planheim: „Das maurische Kalifenschloß der Alhambra in Granada."

9. Februar: Eine Einführung in R. Wagners „Parsifal" nach persönlichen Eindrücken der Bayreuther Festspiele, vom Prälaten Dr. Josef Kluger, Propst des Stiftes Klosterneuburg.

16. Februar: Professor Dr. Johannes Ranftl (Graz): „Die Darstellung der Kreuzigung in der altchristlichen Kunst." (Mit Lichtbildern.)

23. Februar: (Autorenabend, mitveranstaltet vom Verbande katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs.) Vorträge von Gedichten des jüngst dahingeschiedenen Dichters Adam Trabert, der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti, von Fr. K. Ginzkey; humoristische Gedichte von Theodor Weiser und andere Lieder, darunter Tiroler Volkslieder.

9. März: Professor Dr. Franz Heiderich: „Die Stellung Oesterreich-Ungarns in der Weltwirtschaft."

16. März: Universitätsprofessor Dr. Eduard Eichmann: „Das Problem der Trennung von Kirche und Staat."

23. März: Prälat Dr. Ernst Seydl, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer: „Der Pragmatismus, ein Kapitel amerikanischer Philosophie."

30. März: Universitätsprofessor Dr. Ernst Tomek (Graz): „Das kirchliche Leben in Alt-Wien (im 17. und 18. Jahrhundert)."

20. April: P. J. Overmans S. J. (Valkenburg in Holland): „Die Weltanschauung in der Dichtung."

27. April: Lichtbildervortrag des Architekten Dr. Karl Holey.

11. Mai: Professor Dr. Ferdinand Schönsteiner (Klosterneuburg): „Ehe und Ehereform."

18. Mai: Universitätsprofessor Dr. August Naegle (Prag): „Die slawische Liturgie in Böhmen."

25. Mai: Dr. Alfred Schappacher: „Mexikanisches. Zur Entstehung der jetzigen Wirren in Amerika."

Außerdem fand am 10. Dezember ein Kriegsliederabend zugunsten der Kriegsfürsorge statt mit Rezitationen zeitgemäßer Dichtungen durch Kommandeur Jakob Schreiner, päpstl. Geheimkämmerer, und Theodor Weiser, Magistratsrat.

In den Sektionen der Leo-Gesellschaft in Wien fanden bei den Sitzungen folgende Vorträge statt:

In der philosophisch-theologischen Sektion:

19. Jänner: Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel (Salzburg): „Eine österreichische theologische Revue."

18. Februar: P. Johannes Chrysostomus Baur O. S. B. (Seckau): „Der heilige Chrysostomus und das christliche Vollkommenheitsideal."

18. März: Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer: „Über strittige Fragen aus der Leidensgeschichte."

21. Oktober: Prälat Dr. Ernst Seydl, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer: „Über die Religion unserer Klassiker."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der pädagogischen Sektion:

24. Jänner: Seminarlehrer Rudolf Zlabinger: „Über Telos und Ethos in der Erziehung."

14. März: Professor Dr. W. Kammel: „Über Intelligenzprüfungen nach Binet-Simon und deren Wert für die Schule."

2. Mai: Dr. J. Kowarzik: „Über das Pfadfinderwesen."

In der sozialwissenschaftlichen Sektion:

7. Jänner: Karl Kainz: „Die Schädigung des österreichischen Handels durch die ungarisch-kroatische Rechtspflege."

28. Jänner: Professor Dr. Karl Wessely, Kustos der Hofbibliothek: „Über die ‚Latino-Glagolica'."

19. Februar: Dimitry de Yantchevetzky (St. Petersburg): „Über die Nationalitäten in Rußland."

11. März: Johann Bezecny, Vorstand des fürstl. Schwarzenbergschen Tarifbureaus: „Über Eisenbahnschmerzen in Wien und auf der Strecke."

1. April (im Vereine mit der Sozialen Sektion des Kathol. Wohltätigkeitsverbandes): Dr. Ed. Hermann Gart: „Über Wirksamkeit und Ausgestaltung des Fortbildungsschulrates."

22. April: Dr. Alfred Nagl, em. Hof- und Gerichtsadvokat: „Über die antike Rechentafel."

13. Mai: Dr. Otto Maresch, Dozent an der Lehrerakademie: „Über Konsumvereinsfragen."

3. Juni: Schriftsteller Raimund Fürlinger: „Über Berufsberatung."

24. Juni: Professor Alfons Müllner: „Über Verpflegsverhältnisse und Lebensmittelpreise am Erzberge und in Stadt Steyr vom 15. bis 18. Jahrhunderte."

15. Juli Konsulent G. Wendel: „Über das Recht der gewerblichen Genossenschaften auf die Erlassung von Preistaxen."

5. August: Dr. Alfred Schappacher: „Über gewerbliches Bildungswesen und Gewerbeförderung in Österreich."

26. August: Konsul Anton G. Veith: „Erfahrungen im Auswandererverkehr."

28. Oktober: P. Konstantin Prinz Hohenlohe O. S. B., Professor des Römischen Rechts am Benediktinerkolleg in Rom: „Über die Frage vom Schadenersatz in der Novelle des Bürgerlichen Gesetzbuches."

25. November: Professor Dr. Rudolf Kobatsch: „Über die finanzielle und wirtschaftliche Kriegsbereitschaft Österreich-Ungarns."

16. Dezember: Karl M. Danzer, Herausgeber und Chefredakteur von „Danzers Armeezeitung": „Österreich im Weltkrieg."

In der naturwissenschaftlichen Sektion:

29. Jänner: Universitätsprofessor Dr. A. Pilcz: „Ursachen und Verhütung der Paralyse."

5. März: P. Richarz (St. Gabriel): „Das Alter der Menschheit vom geologischen Standpunkt aus."

26. März: Professor Dr. Nabélek: „Ein Naturforscher im Orient." I. (Mit Lichtbildern.)

30. April: Professor Dr. Nabélek: „Ergebnisse einer Orientreise, II. Teil." (Mit Lichtbildern.)

In der Kunstsektion:

3. Februar: Hofrat Prälat Dr. Heinrich Swoboda: „Über ein neu aufgefundenes Skizzenbuch und anderes von Josef Führich" mit Vorweisung des Originals.

27. April: Lichtbildervortrag des Architekten Dr. Karl Holey.

Außerdem nahm die Kunstsektion Anteil an der Veranstaltung des Instruktionskurses für kirchliche Kunst, der unter Förderung des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom Verein für christliche Kunst und Wissenschaft in Vorarlberg vom 13. bis 17. Juli 1914 zu Feldkirch und Bregenz unter dem Präsidium des hochwürdigsten Bischofs Dr. Sigmund Waitz gehalten wurde.

In der katechetischen Sektion:

20. Jänner: Besprechung der Illustrationen in „Pichlers kath. Religionsbüchlein".

10. Februar: „Pichlers Religionsbüchlein." (Illustrationen des R. B.)

21. April: „W. Pichlers Religionsbüchlein, Neues Testament."

3. Dezember: Pfarrer Hofer: „Neubearbeitung des Katechismus."

Der Arbeitsausschuß hielt regelmäßig monatlich zweimal Sitzungen ab.

In der rhetorisch-homiletischen Sektion:

4. Februar: Wilhelm Pichler: „Die Aufgaben einer homiletischen Zeitschrift."

3. März (Arbeitsausschußsitzung): Sekretär Josef Schnitt: Bericht über die eingelaufenen Offerten. Provinzial Pellerin: „Die Vorbereitung auf die Predigt als Kursthema."

Sehr erfreulich ist die Tätigkeit unseres Zweigvereines für Salzburg unter der rührigen Leitung seines Präsidenten Universitätsprofessors Dr. Ignaz Seipel. Von Oktober 1913 bis Ende Dezember 1914 wurden 23 wissenschaftliche Vorträge abgehalten und in der Kriegszeit drei populäre Vortragsabende veranstaltet; ferner veranlaßte der Verein die Aufführung von Domanigs Schauspiel „Die liebe Not" im Salzburger Stadttheater und Graf Poccis „Die Zaubergeige" in Aichers Marionettentheater und veranstaltete am 27. Dezember einen Weihnachtsabend. Alle Versammlungen erfreuten sich eines sehr regen Besuches (bis 400 Teilnehmer). Auch die Kassagebarung war eine günstige (Kassier Oberfinanzrat Jos. Huber): 1472 K Einnahmen, 1032 K Ausgaben; an die Zentrale überwiesen 323 K, Spende für die Arbeitslosen in Salzburg 50 K. Ein hervorragendes Mitglied, Eminenz Kardinal Katschthaler, ist gestorben, ein anderes, Rechnungsrevisor Architekt Geppert, in russische Gefangenschaft geraten, Schriftführer Dr. Ramek steht im Felde. Am 8. Februar 1915 hielt der Zweigverein seine erste Generalversammlung ab.

Vom Zweigverein für Tirol und Vorarlberg wurde leider ein Bericht über dessen Tätigkeit und Kassagebarung im Jahre 1914 nicht erstattet.

Auch im verflossenen Jahre erhielt die Leo-Gesellschaft vom k. k. Unterrichtsministerium 600 K als Subvention zur Herausgabe des „Allgemeinen Literaturblattes" und 800 K für die Herausgabe der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer". Se. Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein spendete der Gesellschaft wie bisher 80 K, Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl 90 K. An sonstigen Zuwendungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gingen 15 K ein. Für alle diese gütigen Spenden sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

Die am 1. Jänner 1914 vorhanden gewesenen Effekten (Nominale 81.000 K) blieben mit Ausnahme von Nominale 10.000 K, die behufs Zeichnung von 20.000 K Kriegsanleihe verpfändet wurden, ungeschmälert vorhanden. Eine Vermögensbilanz kann dermalen nicht aufgestellt werden, da es seit Kriegsbeginn keinen offiziellen Kurs gibt.

Im Jahre 1914 traten der Leo-Gesellschaft 95 Mitglieder bei. Hingegen schieden aus: durch Tod ein Ehrenmitglied (Se. Exzellenz der Apostolische Feldvikar Bischof Dr. Kol. Belopotoczky), fünf lebenslängliche Mitglieder (darunter Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich-Este) und 40 Mitglieder mit Jahresbeiträgen; durch Austritt: 65 Mitglieder.

Der Mitgliederstand betrug daher Ende 1914:

Art der Mitgliedschaft	Stammverein Wien	Zweigverein für Tirol u. Vorarlberg	Zweigverein für Salzburg
Ehrenmitglieder	4	—	—
Förderer	41	—	—
Lebensl. Mitglieder	82	13	1
Lebensl. Teilnehmer	4	—	—
Mitglieder	1188	206	71
Teilnehmer	62	45	5
Zusammen	1381	264	77

Gesamtzahl der Mitglieder: 1722.

Leider überwogen auch diesmal die fast ausschließlich mit dem Hinweis auf die Teuerung oder die Kriegslage begründeten Austritte von Mitgliedern zusammen mit den Todesfällen um etwas die Zahl der neu gewonnenen Mitglieder. Auch sonst gestaltete sich infolge der Steigerung der Druckkosten und Papierpreise und anderseits der geringen Einnahmen aus den Mitgliederbeiträgen die wirtschaftliche Lage der Gesellschaft weniger günstig. Die Ausgaben und Unternehmungen mußten daher auf das Notwendigste beschränkt werden. Derlei Schwierigkeiten treten indes in der Kriegszeit mehr oder weniger bei allen Vereinen zutage. Daher sieht auch die Leo-Gesellschaft trotz der augenblicklich weniger günstigen Verhältnisse voll Vertrauen einer besseren Zukunft entgegen; sie bittet aber zugleich ihre Mitglieder, ihr unentwegt treu zu bleiben und durchzuhalten, auf daß sie ihren hohen Aufgaben wieder mit vollen Kräften dienen kann!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. Ausweis über die Geldgebarung im Jahre 1914.

	Einnahmen. K	h	Ausgaben. K	h
Mitgliedsbeiträge, eingegangen für das Jahr 1914	11.086	12	—	—
Mitgliedsbeiträge, eingegangen für 1915	—	—	10	—
Spenden und Subventionen	2385	10	5141	53
Zinsenkonto	3216	67	40	50
Kulturkonto	65	—	8877	33
Montagsabende und Sektionssitzungen	—	—	390	79
Verwaltungskonto	2834	25	7081	01
Verschiedene Einnahmen und Ausgaben	1517	75	1169	24
Buchdruckerei C. Fromme	105	—	610	—
Katechetischer Kongreß	760	71	728	50
Inseratenkonto	900	31	343	48
Verlag der Leo-Gesellschaft	261	42	132	52
Verschiedene Publikationen	5	40	670	—
Onno Klopp-Gedenktafel	110	—	—	—
Guthaben beim k. k. Postsparkassenamt am 1. Jänner 1914	2375	88	*) 670	92
Stand der Handkasse am 1. Jänner 1914	264	24	*) 22	03
	25.887	85	25.887	85

*) Am 31. Dezember 1914.

Der Schatzmeister:
A. Weimar m. p.

Die Revisoren:
Dr. Simon Hagenauer m. p.
Ed. Michl m. p.

---

3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den P. T. Herren:

Präsident: Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl, Fürsterzbischof von Wien.

1. Vizepräsident: Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Hofrat, Prälat und Universitätsprofessor, Wien.

2. Vizepräsident: Dr. Karl Ferdinand von Kummer, k. k. Hofrat, Landesschulinspektor a. D., Wien.

Generalsekretär: Dr. Theodor Innitzer, Universitätsprofessor, Wien.

Schatzmeister: Anton Weimar, Gutsbesitzer, Wien.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.
Dr. Heinrich Giese, f.-e. geistl. Rat, Seminardirektor, Wien.
Dr. Franz Gutjahr, Prälat, Univ.-Prof., Priesterhausdirektor, Graz.
Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat und em. Universitätsprofessor, Feldkirch.
Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Dr. P. Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.
P. Viktor Kolb S. J., Wien.
Dr. Richard v. Kralik, Wien.
Erlaucht Franz Graf v. Kuefstein, Mitglied des Herrenhauses, Viehofen.
Julius Kundi, Ehrendomherr, f.-e. Rat, Stadtdechant, Wien.
Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, Wien.
Dr. Gustav Müller, Ap. Protonotar, Domkustos, Seminardirektor, Wien.
Josef Neumair, Professor a. d. Lehrerakademie, Wien.
Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Direktor des Istituto austriaco, Rom.
Dr. Alexander Pilcz, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Ing. Rudolf F. Pozděna, Oberkommissär im k. k. Arbeitsministerium, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat a. D., Wien.
Dr. Franz M. Schindler, päpstl. Protonotar, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.
Dr. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., Herausgeber des „Anthropos", St. Gabriel bei Mödling.
Dr. Franz Schnürer, Direktor der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.
Dr. Ernst Seydl, päpstl. Hausprälat, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer, Wien.
Karl Maria Ritter von Truxa, k. k. Senatspräsident des Verwaltungsgerichtshofes a. D., Wien.
Dr. J. E. Wackernell, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, em. Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Leitmeritz.
Exzellenz Dr. Hermann Zschokke, Weihbischof, Dompropst, k. k. Sektionschef und Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4. Vorstände der Sektionen der Leo-Gesellschaft.

1. Für Philosophie und Theologie: Obmann: Prälat Dr. Ernst Seydl; 1. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Johann Döller; 2. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Josef Lehner; 1. Schriftführer: Gymnasialprofessor Dr. Leopold Krebs; 2. Schriftführer: Subrektor Karl Rudolf.
2. Für Geschichtswissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Hofrat Dr. J. Hirn; Stellvertreter: Archivbeamter Dr. K. Fajkmajer.
3. Für Rechts- und Sozialwissenschaften: Obmann: Sektionsrat a. D. Dr. Karl Scheimpflug; Stellvertreter: Landesvizesekretär Dr. Hans Rizzi; Schriftführer: Dr. Hans Freiherr von Zeßner.
4. Für Literatur (vereint mit dem Verbande der kath. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs): Obmann: Dr. Richard von Kralik; Schriftführer: Dr. Richard Donin.
5. Für Naturwissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Doktor Alexander Pilcz; Stellvertreter: Professor Dr. Josef Stadlmann; Schriftführer: Dr. Johann P. Haustein.
6. Für Pädagogik: Obmann: Hofrat Dr. Karl Ferdinand von Kummer; 1. Stellvertreter: Pädagogiumdirektor Regierungsrat Dr. R. Hornich; 2. Stellvertreter: Schulrat Andreas Weiß; 1. Schriftführer: kais. Rat Georg Zeitelberger; 2. Schriftführer: Übungsschullehrer L. Rotter.
7. Für Kunst: Obmann: Anton Weimar; Stellvertreter: Baurat Architekt Anton Weber; Schriftführer: Architekt J. Kotzurek.
8. Für Katechetik: Obmann: Kanonikus Julius Kundi; 1. Stellvertreter: Hofrat Dr. Heinrich Swoboda; 2. Stellvertreter Domkapitular Dr. Eduard Krauß; 1. Schriftführer: Religionsprofessor Emil Kratochwill; 2. Schriftführer: Koop. Ferdinand Haas.
9. Für Rhetorik: Obmann: Seminardirektor Dr. Heinrich Giese; Stellvertreter: Msgr. Al. Stingeder; Schriftführer: Koop. Josef Schnitt.

---

5. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.

Obmannstellvertreter: Dr. Josef Eduard Wackernell, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Innsbruck.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schriftführer: Anton Müller (Br. Willram), Religionsprofessor am Pädagogium, und Dr. Alois Lanner, k. k. Schulrat und Landesschulinspektor, Innsbruck.
Kassier: Dr. J. Kraft, Archivbeamter, Innsbruck.
Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Mich. Mayr, k. k. Univ.-Prof., Landtagsabg. und Archivdirektor, Innsbruck.
Msgr. Dr. Alois Spielmann, geistl. Rat und Gymnasialdirektor, Brixen.
Se. Exzellenz Dr. Theodor Freiherr v. Kathrein, Landeshauptmann von Tirol, Innsbruck.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann von Vorarlberg, Dornbirn.
Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Innsbruck, Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto austriaco, Rom.
Dr. Karl Klaar, k. k. Staatsarchivdirektor, Innsbruck.
Ferdinand Watschitzky, k. k. Direktor i. R., Innsbruck.

---

6. Der Vorstand des Zweigvereines für das Kronland Salzburg.

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.
Obmannstellvertreter: Dr. Andreas Mudrich, Archivdirektor, Salzburg.
Schriftführer: Dr. Rudolf Ramek, Hof- und Gerichtsadvokat, Salzburg.
Kassier: Josef Huber, Oberfinanzrat, Salzburg.
Dr. Johannes Eckardt, Redakteur, Salzburg.
Josef Rauter, Domkooperator, Salzburg.

---

7. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1914.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der L.-G.
1892: 26. Jänner: Konstituierende Versammlung der L.-G. in Wien: Wahl des Direktoriums für die Jahre 1892 bis 1895. — 9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg. — 7. und 8. Aug.: 1. G.-V. in Linz.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1893: 21. Febr.: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der L.-G. den Fördererbeitrag von 2000 K. — 24. bis 26. Juli: 2. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: G.-V. des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz. — 30. Juli bis 1. Aug.: 3. G.-V. der L.-G. in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. — 20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leos XIII. an die L.-G. — 29. bis 31. Juli: 4. G.-V. d. L.-G. in Graz. Änderung einiger Statuten. Wahl des Direktoriums für 1895 bis 1901.

1896: 14. bis 16. Sept.: 5. G.-V. der L.-G. in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. G.-V. der L.-G. in Klagenfurt. — 27. und 28. Dez.: G.-V. d. Z.-V. d. L.-G. f. T. u. V. in Innsbruck.

1898: 27. und 29. Nov.: 7. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1899: 18. und 19. Sept.: 8. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. G.-V. d. L.-G. in Marburg. — 10. und 11. Sept.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. G.-V. d. L.-G. in Wien: Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901 bis 1907. — 3. Okt.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. Neuwahl des Vorstandes für 1901—1907.

1902: 25. und 26. Sept.: 11. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz.

1903: 22. Juni: 12. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1904: 13. bis 15. Sept.: 13. G.-V. d. L.-G., zugleich G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Hall bei Innsbruck.

1905: 19. und 20. Nov.: 14. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1906: 11. Nov.: 15. G.-V. d. L.-G. in Wiener-Neustadt.

1907: 3. und 4. Mai: 16. G.-V. d. L.-G. in Wien. Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1907—1913.

1908: 30. Nov.: 17. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1909: 22. und 23. Nov.: 18. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1910: 16. März: Josef Freiherr von Helfert, erster Präsident der Leo-Gesellschaft, †. — 6. Mai: Wahl Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft. — 7. Nov.: 19. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1911: 17. Mai: Rücktritt Sr. Exzellenz des Apostol. Feldvikars Bischofs Dr. Kol. Belopotoczky als ersten Vizepräsidenten, Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft. — 13. Okt.: Wahl des Univ.-Prof. Prälaten Dr. Heinrich Swoboda zum ersten Vizepräsidenten. — 3. Nov.: 20. G.-V. d. L.-G. in Wien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1912: 18. Nov.: 21. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1913: 29. Jänner: Hofrat Dr. Franz M. Schindler legt das Amt des Generalsekretärs nieder. — 22. Sept.: Konstituierende Versammlung des Zweigvereins für das Kronland Salzburg. — 4. bis 6. Okt.: 22. G.-V. d. L.-G. in Salzburg. — Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1913—1919. — Rücktritt des zweiten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. — Wahl Sr. Exzellenz des Fürsterzbischofs von Wien, Dr. Friedrich Gustav Piffl, zum Präsidenten, Ernennung Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein und des Hofrates Prälaten Schindler zu Ehrenmitgliedern der Leo-Gesellschaft.

1914: 11. Nov.: 23. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 14. Dez.: Apostol. Feldvikar Bischof Dr. Koloman Belopotoczky, Mitbegründer der Leo-Gesellschaft, †.

Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

DIE KULTUR

JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERREICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XVII. JAHRGANG

WIEN
SELBSTVERLAG DER LEOGESELLSCHAFT
IN KOMMISSION BEI AMBR. OPITZ NACHF.
1916

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Pazifismus und die Katholiken.

Von Ignaz Seipel.

Am 3. September 1914 war Benedikt XV. zum Papste gewählt, am 4. gekrönt worden. Bereits am 11. desselben Monats konnte der „Osservatore Romano“ das erste offizielle Schreiben des neuen Papstes veröffentlichen; es war der bekannte, vom Fest Mariä Geburt datierte Aufruf zum Frieden. Der Papst ermahnte darin „alle Kinder der Kirche, insbesondere die Mitglieder des Klerus“, unabläßig um den Frieden zu beten. „Die Regenten der Völker aber“, so fuhr er fort, „bitten und beschwören wir inständig, endlich all ihren Zwist zum Wohle der menschlichen Gemeinschaft einzustellen. Mögen sie bedenken, daß dieses sterbliche Leben an sich schon von allzu vielem Jammer und Elend heimgesucht ist, als daß man es noch elender und jammervoller machen sollte. Es möge genug der Ruinen aufgehäuft, genug menschlichen Blutes vergossen sein; mögen sie sich beeilen, Friedensverhandlungen anzuknüpfen und sich die Hände zu reichen“[1]). Zu Allerheiligen folgte dann die erste Enzyklika. Auch sie enthält eine eindringliche Bitte an die Regenten: „Mögen uns jene hören, in deren Händen die Geschicke der Staaten ruhen; um das bitten wir. Es gibt ja doch andere Wege, andere Methoden, um etwaige Rechtsverletzungen auszutragen. Möge man diese, nach Niederlegung der Waffen, mit gutem Gewissen und aufrichtigem Willen versuchen“[2]). Einen neuen Anlaß, seine Stimme für die Beendigung des Weltkrieges zu erheben, bot dem Papste der Jahrestag des Kriegsausbruches. In seinem am 28. Juli 1915 an die kriegführenden Völker und ihre Staatsoberhäupter gerichteten Schreiben rief er diesen zu: „Gesegnet sei, wer zuerst den Ölzweig erhebt und dem Feinde die Hand und vernünftige Friedensbedingungen bietet! Das Gleichgewicht der Welt, der Fortschritt, die Sicherheit, die Ruhe der Völker — sie ruhen weit mehr noch auf dem gegenseitigen Wohlwollen und auf der Achtung vor den Rechten und der Würde des anderen als auf der Menge der Waffen und auf Festungsgürteln. Es ist ein Schrei nach Frieden, der sich unserer Seele in diesen traurigen Tagen entringt, und wir laden die Friedensfreunde der Welt ein, uns die Hand zu

[1]) Katholische Kirchenzeitung LIV (1914) 37, 430.
[2]) Ebd. 47, 547.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichen, um das Ende des Krieges zu beschleunigen, der seit einem Jahre Europa in ein weites Schlachtfeld verwandelt"[1]).

Diese drei päpstlichen Friedenskundgebungen unterscheiden sich voneinander nicht nur durch die steigende Dringlichkeit des Tones, es zeigt sich in ihnen auch ein Fortschritt von allgemeinen Mahnungen zu immer konkreteren Vorschlägen. In der ersten äußerte Benedikt XV. nur den Wunsch, die Regenten der Völker möchten Friedensverhandlungen anknüpfen; in der zweiten wies er sie auf die Möglichkeit hin, unausgeglichene Streitfragen auf einem anderen Wege als dem des Krieges, also durch Schiedsgericht, zum Austrag zu bringen; in der dritten endlich rief er „die Friedensfreunde der Welt" auf, sich die Friedensvermittlung angelegen sein zu lassen. Man hat hierin eine Art Bekenntnis des Papstes zu pazifistischen Grundsätzen gesehen und diesem Bekenntnis um so größere Bedeutung beigelegt, als sich die ausgesprochen katholischen Kreise bisher doch eigentlich verhältnismäßig wenig an der organisierten Friedensbewegung beteiligt haben.

Ich glaube nun allerdings, es hieße zu weit gehen, wollte man aus den Worten des Papstes eine förmliche Empfehlung des Pazifismus, wie er heute ist und auftritt, herauslesen. Dazu lauten sie zu unbestimmt. Wenn Benedikt XV. „die Friedensfreunde der Welt" einlud, mit ihm gemeinsam an der Wiederherstellung des Friedens zu arbeiten, so dachte er dabei wohl in erster Linie an die neutralen Staaten, von denen ja allein eine Friedensvermittlung im technischen Sinne des Wortes ausgehen kann, nicht an private Personen und von diesen gebildete Vereinigungen, aber er schloß diese keineswegs aus. Wieviel er sich von den Neutralen erwartete, zeigen seine wiederholten Bemühungen, die einzige Großmacht, die am Weltkrieg nicht teilnimmt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und ihren Präsidenten einerseits in der Neutralität zu bestärken, anderseits zum formellen Angebot der Friedensvermittlung zu bewegen[2]). Aber der Papst weiß, daß die Erfüllung seines Herzenswunsches doch nicht von den Regierungen allein abhängt, sondern daß sehr viel an der Stimmung und der ganzen Geistesrichtung der Völker gelegen ist. In der bereits erwähnten ersten Enzyklika ist er in tiefschürfender Weise den Ursachen des Weltkrieges nachgegangen und dabei zu folgendem Ergebnis gelangt: „So beobachten wir den Mangel an gegenseitiger Liebe, die Verachtung der Autorität, den ungerechten Klassenkampf, ferner ein so dürstendes Verlangen nach zeitlichen Gütern, als ob es keine anderen gäbe, die doch viel höher stehen, um vom Menschen begehrt zu werden. Aus dieser vierfachen Quelle glauben wir die Ursachen ableiten zu müssen, weshalb gegenwärtig die Menschheit so schwer bedrängt wird. Darum muß gemeinsam dahin gearbeitet werden, daß jene Ursachen schwinden, d. h. daß die christlichen Grundsätze wieder anerkannt werden, wofern man die Absicht hat, einen echten Frieden zu schließen

[1]) Ebd. LV (1915) 31, 348.
[2]) Ebd. LVI (1916) 18, 177 und 19, 186f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die rechte Ordnung herzustellen“[1]). Sieht der Papst wirklich in weitverbreiteten verkehrten Anschauungen und in den entfesselten Leidenschaften die Quelle des Weltkrieges, dann kann er von den Regierungen zwar das Einstellen des Blutvergießens verlangen, „einen gerechten, dauerhaften, nicht nur für eine der kriegführenden Mächte günstigen Frieden“ aber, wie er ihn bei anderer Gelegenheit, nämlich in der Allokution im geheimen Konsistorium am 6. Dezember 1915, einzig als erwünscht hingestellt hat[2]), darf er nur erhoffen, wenn alle, die auf die öffentliche Meinung Einfluß üben, zusammenwirken, um die Völker mit einem neuen, wahrhaft friedlichen Geiste zu erfüllen. Das ist aber die natürliche Aufgabe vor allem jener, die sich „Friedensfreunde“ nennen, und ihrer Organisationen. Insofern diese den Geist des wahren Friedens in den Völkern pflegen und Mittel und Wege gefunden haben, um ihn auch bei den Regierenden zur Geltung zu bringen, wendet sich der Papst auch an sie. Daß er es tut, ist ein Beweis für die Aufrichtigkeit seines Friedenswillens. Jeder Helfer beim schweren Werke der Friedensherstellung ist ihm willkommen. Nicht darauf kommt es ihm an, wer den letzten Anstoß zur Beendigung des Weltkrieges gibt; er gönnt jedem einen Anteil an dem Ruhm, der Menschheit einen so großen Dienst geleistet zu haben, wenn nur tatsächlich die Wiederkehr des Friedens beschleunigt wird.

Der Standpunkt des Papstes ist für die Stellungnahme der Katholiken zur Friedensbewegung vorbildlich. Wenn das Haus brennt, weiß man jeden zu schätzen, der helfen kann, das Feuer zu löschen. Insbesondere erwartet man ein rasches Eingreifen von jenen, die einer organisierten „Feuerwehr“ angehören. Dabei braucht man aber die Unvollkommenheiten, die dieser Feuerwehr etwa anhaften, nicht zu übersehen. Man kann Mängel an ihrer Methode und ihren Geräten erkennen. Man kann sich vollkommen der Gründe bewußt sein, warum man ihr in der Vergangenheit selbst nicht beigetreten ist, und man wird es sich, unbeschadet des Dankes, den man ihr für die geleistete Hilfe zollt, auch in Zukunft erst noch überlegen, ob man sich ihr anschließen soll oder nicht. Nun gab es in der modernen Friedensbewegung manches, was die Katholiken zu einer gewissen Zurückhaltung veranlassen mußte. Die ersten Friedensgesellschaften entstanden gegen Ausgang der napoleonischen Zeit unter dem Einfluß der Kongregationalisten und der diesen nahe verwandten Quäker in Amerika und England; sie waren anfänglich konfessionell organisiert. Wie den meisten spezifisch protestantischen Gründungen fehlte ihnen die organische Verbindung mit den Traditionen der Vergangenheit, wobei freilich in Betracht gezogen werden muß, daß vieles von dem, was frühere Zeiten im Interesse des Völkerfriedens unternommen hatten, damals überhaupt so gut wie unbekannt war und später förmlich neu entdeckt werden mußte; daneben trat ein starker kritischer Zug hervor. Sie ließen es nicht an Vorwürfen

[1]) Ebd. LIV (1914) 47, 547.
[2]) Ebd. LV (1915) 49, 534.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen jene fehlen, die, wie sie meinten, den Kriegen hätten längst ein Ende machen sollen. Dadurch mußte sich am meisten die katholische Kirche getroffen fühlen. Daß die Kirche und ihre Anhänger zur Eindämmung der Kriege nichts getan hätten, ist unrichtig. Man denke an die Treuga Dei des Mittelalters, an die theokratisch-politischen Theorien eines Bonifaz VIII., an Pierre Dubois, einen Schüler des hl. Thomas von Aquin, an den Dominikaner Campanella, an Emeric Crucé, an den Anteil, den hervorragende Theologen wie Vittoria und Suarez an der Begründung des Völkerrechtes genommen haben, an Kardinal Alberoni, an Josef Görres' Eintreten für das Ideal des allgemeinen Friedens. Wenn diese Bestrebungen den Kriegen nicht völlig ein Ende machen konnten, so teilten sie nur das Schicksal der gleich gerichteten Bemühungen Heinrichs IV. und seines hugenottischen Ministers Sully, Hugo Grotius', William Penns und Kants.[1]) Dazu kam, daß die Friedensfreunde den ewigen Frieden nicht nur als höchst wünschenswert, sondern geradezu als Pflicht bezeichneten und aus dem Evangelium ein absolutes Verbot des Krieges herauszulesen versuchten. Die Katholiken hätten sich mit der weit gemäßigteren Lehre ihrer Kirche in Widerspruch gesetzt, wenn sie denselben Standpunkt eingenommen hätten. Den konfessionellen Charakter hat die Friedensbewegung freilich bald aufgegeben, ebenso wie das Argumentieren mit theologischen Gründen. Dafür verband sie sich, namentlich seitdem sie in Frankreich Fuß gefaßt und eine Hauptpflegestätte gefunden hatte, mit dem sogenannten Freisinn und seinen antikirchlichen Völkerverbrüderungstendenzen. Leider ist sie gerade in dieser Form in unsere Länder gekommen. Es hat, um nur vom Nächstgelegenen zu sprechen, der Friedensbewegung außerordentlich geschadet, daß lange Zeit hindurch die Baronin Berta von Suttner als ihre Hauptvertreterin unter uns galt. Die Verfasserin des vielgelesenen Romanes „Die Waffen nieder!"[2]) war — wir sagen dies, ohne ihre guten Absichten bezweifeln und ihrem Eifer für die Friedenssache die Anerkennung versagen zu wollen — eine unsympathische literarische Erscheinung. Durch ihre vollständige Verkennung der machtvoll aufstrebenden christlichen Volksbewegung in Österreich mußte sie Mißtrauen erwecken. Das Schlimmste war, daß sie durch die Art ihres Auftretens und vielleicht noch mehr durch das Verhalten ihrer Freunde lächerlich wurde. Der Spott übertrug sich dann auf die ganze Friedensbewegung. In Deutschland hat sich — auch sehr zum Schaden der Sache — der deutsche Monistenbund auf seiner Hauptversammlung 1912 in Magdeburg für den Weltfrieden

[1]) Zur Geschichte des Pazifismus vgl. H. Lammasch, Die Lehre von der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrem ganzen Umfange. Stuttgart, 1913. S. 37 ff.

[2]) Der Roman erschien in zwei Bänden zuerst 1889; bis 1902 hatte er 32 Auflagen erlebt und war in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. 1891 gründete Berta von Suttner die österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde. Als deren Präsidentin nahm sie an den Friedenskongressen 1891 in Rom, 1892 in Bern und 1894 in Antwerpen lebhaften Anteil. Seit 1892 gab sie in Dresden die Monatsschrift „Die Waffen nieder!" heraus. Sie starb am 21. Juni 1914.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eingesetzt, wobei Wilhelm Ostwald „die politische Einheit der Völker als ein Stück Monismus" proklamierte. Wenn einzelne führende katholische Persönlichkeiten dennoch für die Friedensbewegung eintraten und wenn sich hier und dort katholische Friedensligen bildeten, so konnte dadurch das nun einmal vorhandene Mißtrauen in weiteren Kreisen doch nicht überwunden werden, und zwar um so weniger, als der Geist der Friedensbewegung, auch abgesehen von der Haltung vieler ihrer Anhänger in Weltanschauungsfragen, Bedenken erregte.

Die Friedensbewegung stammt, wie wir gesehen haben, aus Amerika und England. Der erste internationale Friedenskongreß fand 1848 in Paris unter dem Vorsitz Viktor Hugos statt und 1867 wurde in Frankreich die erste internationale Friedensliga gegründet. Den Amerikanern und den Franzosen ist nun seit langem der Trieb eigen, die Freiheit, die sie zu besitzen glauben, auch den anderen Völkern mitteilen zu wollen, selbst wenn diese kein Verlangen danach tragen. Von der Ideologie der Revolution beherrscht, begnügen sie sich nicht damit, ihr Ideal der allgemeinen Gleichheit innerhalb der Staatsgrenzen mehr oder weniger durchzuführen, sie möchten am liebsten auch alle Staaten einander gleichmachen. Solange es neben den Republiken Monarchien, neben künstlich geschaffenen oder gewaltsam umgestalteten Staaten in ungestörter Entwicklung historisch gewordene, neben extrem demokratischen, in denen alle Gewalt vom Volke hergeleitet wird, solche, die am Gottesgnadentum der angestammten Herrscher festhalten, gibt, fühlen sie sich der eigenen Freiheit nicht sicher. In ihrer Gleichmacherei neigen sie dazu, gegen andere tyrannisch aufzutreten, ihnen ihre Staatsideen aufzuzwingen, immer im Glauben, dadurch dem Wohle der Menschheit und dem allgemeinen Fortschritt zu dienen. Dieser Zug hat sich auch der Friedensbewegung mitgeteilt. Sie begnügt sich nicht, den Friedenswillen in den verschiedenen Staaten und Völkern zu pflegen; sie denkt größtenteils nicht daran, die Gegensätze, die tatsächlich zwischen ihnen bestehen, zu beseitigen, ja sie beachtet diese Gegensätze gar nicht oder hält sie vor aller Prüfung für unbegründet; mit einem Wort, sie ist — man verzeihe den Ausdruck, der gegen niemand einen persönlichen Vorwurf enthalten soll — ziemlich oberflächlich, und in dieser Oberflächlichkeit meint sie den Frieden leichthin diktieren zu können, anstatt ihn mühsam zu vermitteln. Zum Beweis für das eben Gesagte verweise ich auf einige Dokumente der internationalen Friedenspropaganda, die der gegenwärtige Weltkrieg selbst hervorgerufen hat.

Die „Zentralorganisation für einen dauernden Frieden", mit dem Sitz im Haag, veröffentlichte ein kurzes, aus fünf Punkten bestehendes „Programme-Minimum" samt einem ausführlichen Kommentar dazu. Der erste Punkt dieses Programms hat folgenden Wortlaut: „Es soll weder eine Annexion noch eine Gebietsabtretung entgegen den Interessen und den Wünschen der Bevölkerung erfolgen; deren Zustimmung soll, wenn möglich, durch Plebiszit oder auf andere Weise eingeholt werden. — Die Staaten sollen den innerhalb ihrer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebiete wohnenden Nationalitäten die bürgerliche Gleichheit, die religiöse Freiheit und den freien Gebrauch ihrer Sprache gewährleisten." Das hierzu gehörige Kapitel des Kommentars trägt die Überschrift: „Principe des nationalités". Es geht von dem richtigen Gedanken aus, eine Hauptursache des gegenwärtigen Krieges sei die Nationalitätenfrage, und gesteht zugleich zu, daß jeder Versuch, diese Frage „mehr oder weniger willkürlich auf Grund eines strengen Prinzips" zu lösen, neue Verwirrungen und endlose Schwierigkeiten erzeugen müßte. Dennoch fordert es gleich darauf „mit Nachdruck", beim künftigen Friedensschlusse dürfe es keine territorialen Veränderungen geben ohne Gutheißung durch ein Plebiszit oder eine andere Form des rechtmäßigen Willensausdruckes der beteiligten Bevölkerung[1]). Als Grund hiefür wird angegeben, daß die territorialen Veränderungen, wenn sie schon nicht vermieden werden könnten, wenigstens eine rechtliche Basis bekommen müßten, soll der nächste Friedensschluß nicht bereits den Zündstoff für neue Kriege enthalten. Jene, die den ersten Punkt des Programme-Minimum und die Erläuterungen dazu, die übrigens viel Wasser in den Wein gießen und auf manche Schwierigkeiten selbst aufmerksam machen, formulierten, scheinen nicht bedacht zu haben, daß sie durch ihre Forderung die Beendigung des Weltkrieges erschweren und den ersehnten Frieden im voraus hinfällig machen. Sie sprechen ja jetzt schon dem nächsten Friedensvertrag die Rechtsverbindlichkeit ab, indem sie verlangen, daß die territorialen Veränderungen, auf die sich die friedenschließenden Parteien etwa einigen sollten, von anderswoher „eine rechtliche Grundlage" erhalten müßten, als ob der Friedensvertrag nicht selbst internationales Recht schaffen könnte. Und diese rechtliche Grundlage soll durch eine Abstimmung der Bevölkerung gewonnen werden. Das heißt doch, das Nationalitätsprinzip in dem Sinne, in dem die Unterzeichner des Programme-Minimum es verstanden wissen wollen, den Völkern und Staaten, die es nicht anerkennen, gegen ihren Willen aufdrängen; es heißt, nicht ausdrücklich, aber doch einschließlich, zugunsten einer Staatsidee alle anderen beiseite schieben. Da aber beim nächsten Friedensschluß tatsächlich doch nicht alle europäischen Staaten völlig auf Grund des Nationalitätsprinzips umgestaltet werden können, so heißt es weiterhin, neue Umsturzversuche und damit neue Kriege direkt herausfordern. Man beachte nur die Ungleichheit, die bei Anwendung dieses Prinzips in den davon betroffenen Staaten herbeigeführt würde. In ihnen allen gäbe es nun zweierlei Untertanen: die einen, die es durch eigenen Willen sind und diesen Willen in ihrer Abstimmung betätigen konnten, und andere, die, weil eben die von ihnen bewohnten Staatsteile nicht strittig waren, nicht um ihre Meinung gefragt wurden. Müßte diese Ungleichheit nicht den Wunsch wecken, immer mehr Gebiete zum Kampfobjekt zu machen, damit nach und nach alle Bürger an einem Plebiszit über ihre Staatszugehörigkeit teilnehmen

[1]) Als solche andere Form des Willensausdruckes ist die Befragung von Volksvertretungskörpern, die in den strittigen Provinzen etwa bereits vorhanden sind, gedacht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könnten? Ferner, ist das Plebiszit überhaupt das geeignete Mittel, um, wie es das Programme-Minimum will, zu verhüten, daß ein Gebiet entgegen den Interessen und den Wünschen seiner Bevölkerung an einen anderen Staat übergehe? Wir meinen, daß es erstens nicht allein auf die Interessen und Wünsche der Bevölkerung strittiger Provinzen ankommt; daß zweitens ein großer Unterschied zwischen den Interessen und Wünschen der Bevölkerung vorhanden sein kann; und daß drittens gerade nach dem Kriege ein Plebiszit kaum die wahren Interessen der Bevölkerung zum Ausdruck bringen dürfte. Es kommt bei der Bestimmung der Staatszugehörigkeit strittiger Provinzen nicht allein auf die Interessen und Wünsche der Bevölkerung dieser Gebiete, sondern sehr viel auf die Interessen der Staaten im großen und ganzen an. England hält das spanische Gibraltar und das italienische Malta doch nicht aus Liebe zur Bevölkerung Gibraltars und Maltas fest, sondern im Interesse Englands. Rußland glaubt die baltischen Provinzen nicht entbehren zu können, weil sie ihm den Zugang zum Meere öffnen, und es möchte aus denselben Gründen Konstantinopel und die Dardanellen haben, ohne sich um die Interessen der Bevölkerung jener Gegenden viel zu kümmern. Italien strebt die Brennergrenze an, weil es glaubt, daß *seine* Interessen dies erfordern, obwohl die Bevölkerung in den deutschen Bezirken um Brixen, Bozen und Meran ganz andere Interessen hat. Der Kommentar zum Programme-Minimum nimmt an, es handle sich immer nur um kleine Gebietsteile, wenn eine Grenzberichtigung aus anderen als nationalen, insbesondere aus strategischen Gründen vorgenommen wird. Die eben angeführten Beispiele zeigen, daß dem nicht so ist. Aber selbst wenn man die Fiktion aufrecht erhalten wollte, als ob die Interessen der strittigen Provinzen allein ausschlaggebend wären, wird man doch nicht behaupten wollen, daß die Interessen und die Wünsche der Bevölkerung sich decken müßten. Woher weiß denn die Bevölkerung, welche ihre wahren Interessen sind? Wenn selbst gewiegte Staatsmänner darüber verschiedener Meinung sein können und oft genug die Erfahrung machen müssen, daß sie sich mit ihrem Urteile getäuscht haben, soll dann die große Masse klüger sein oder traut man der Volksabstimmung eine magische Wirkung zu? Wenn die Bevölkerung sich aber täuscht oder wenn nachträglich der im Wettbewerb um ihre Provinz unterlegene Gegner auch nur behauptet, daß sie sich getäuscht habe, dann wird der Staat, der Sieger geblieben ist, entweder in eine Überprüfung der ersten Entscheidung durch eine neuerliche Abstimmung einwilligen müssen oder es kommt zu dem Revanchekrieg, um dessen Verhinderung es dem Programme-Minimum in erster Linie zu tun ist. Und in der Tat wird man ja auch nicht verlangen können, daß eine Bevölkerung, die selbst über ihr politisches Schicksal entschieden hat, im Falle eines Fehlurteils gleichsam als Strafe dafür in einem ihr ungünstigen Staatsverbande bleibe. Hatte sie einmal das Recht, darüber abzustimmen, zu welchem Staate sie gehören wolle, so hat sie dieses Recht immer. Man müßte daher konsequenterweise die Abstimmung alle paar Jahre wiederholen lassen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damit käme man aber überhaupt nie zu einer Konsolidierung der staatlichen Verhältnisse. Es dürfte demgegenüber doch weit besser sein, wenn die Bevölkerung strittiger Provinzen die Entscheidung über sie den verantwortlichen Männern überläßt, die die Friedensverhandlungen führen, und im Vertrauen auf das Schicksal oder besser auf Gott, der die Schicksale der Menschen lenkt, ihre Interessen im Verbande desjenigen Staates zu finden sucht, in den sie dieses Schicksal stellt. Die Gefahr, daß die Bevölkerung, wenn sie gezwungen wird, selbst über den Anschluß an diesen oder jenen Staat zu entscheiden, ein Fehlurteil abgebe, ist gerade nach dem Kriege sehr groß. Viele, und darunter sicher nicht wenige der besten sind nicht mehr; der Krieg hat sie verschlungen. Dem übrig gebliebenen Rest werden Rechte zuerkannt, die die ganze Bevölkerung, solange sie in unzerstörter Kraft dastand, nie auszuüben hatte. Der Krieg selbst und vielleicht auch schon eine ihm vorangegangene maßlose Agitation hat die Ansichten verwirrt. Wie leicht kann es sein, daß der Trotz gegen den Sieger hindert, sich ihm anzuschließen, obwohl die wahren Interessen dies erforderten, oder daß umgekehrt die Erbitterung gegen die Regierung, der man die Schuld an dem Kriege und seinen Leiden zuschreibt, zur Lostrennung von dem Staate führt, dem man bisher angehört hat und mit Vorteil auch in Zukunft angehören würde. Übrigens gibt es ja verschiedene Interessen derselben Bevölkerung und es ist bei bestem Willen meist recht schwer, sie in ihrer Bedeutung und Wechselwirkung richtig zu beurteilen. Mit der förmlichen Proklamation des Nationalitätsprinzips würde man die einseitige Überschätzung einer Gruppe von Interessen, nämlich der nationalen, zu der unsere Zeit ohnedies schon hinneigt, nur noch mehr fördern. Da nun, wie die Geschichte lehrt, ein alle befriedigender Ausgleich zwischen den nationalen Interessen der verschiedenen Völker so ziemlich jenseits aller Möglichkeit liegt, wird sich die Hoffnung auf den ewigen Frieden, die man auf die restlose Durchführung des Nationalitätsprinzips setzt, nie erfüllen. Gerade dem Frieden zuliebe müssen wir wünschen, daß die Völker Europas auch für andere Interessen und Ideale außer den nationalen wieder Sinn und Verständnis bekommen. Denn wenn sie bewußt eine Vielheit von Idealen anstreben, dann werden sie von selbst so einsichtig werden, auf dem Gebiete des einen etwas zu opfern, um auf dem des anderen um so mehr zu gewinnen. Und nur so läßt sich ein friedlicher Wettbewerb, bei dem es keine Sieger und Besiegten zu geben braucht, unter ihnen denken.

Man könnte vielleicht glauben, wir tun der Friedensbewegung unrecht, wenn wir ihr auf Grund des Programme-Minimum, das doch nur von einer pazifistischen Organisation aufgestellt wurde, den Vorwurf machen, daß sie es an vollkommener Neutralität, nämlich an Neutralität nicht nur den Staaten, sondern auch den Staatsverfassungen und den Staatsideen gegenüber, fehlen lasse. Tatsächlich ist aber die „Zentralorganisation für einen dauernden Frieden" nicht eine Friedensliga wie jede andere. Zu ihren Mitgliedern zählen die Leiter fast aller Friedensorganisationen der Welt, wenn sie auch im Augenblick nur im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Namen jener spricht, die neutralen Staaten angehören. Und überdies ist die Berufung auf das Nationalitätsprinzip durchaus nicht ihr allein eigen. Im Märzheft 1915 der amerikanischen Zeitschrift „The Survey" hat Dr. Georg Nasmyth, Direktor der World Peace Foundation in Boston, eine sehr interessante Zusammenstellung unter dem Titel „Constructive Mediation" mitgeteilt. Wir lernen aus ihr die auf den gegenwärtigen Krieg angewendeten Programme der zehn bedeutendsten pazifistischen Organisationen Europas und Amerikas kennen. In sieben von ihnen finden wir dieselbe förmliche Anerkennung des Nationalitätsprinzips wie im Programme-Minimum wieder. Am weitesten geht die süddeutsche sozialdemokratische Partei, die um jeden Preis die Wiederherstellung des Status quo ante wünscht, falls diese aber doch nicht durchzusetzen sein sollte, vorschlägt, in Elsaß, Lothringen, Schleswig, Polen, den baltischen Provinzen, Finnland und Welschtirol, also auch in einigen Ländern, die im gegenwärtigen Krieg überhaupt nicht Gegenstand des Kampfes sind, die Staatszugehörigkeit durch Plebiszit neu zu regeln. Eine Organisation, die New Yorker Friedensgesellschaft, redet nicht von einem Plebiszit, fordert dafür aber Berücksichtigung der Rassenverwandtschaft bei Festsetzung der Staatsgrenzen. Nasmyth selbst erklärt zur Sicherung des Weltfriedens eine Vereinigung aller Staaten auf demokratischer Grundlage nach dem Vorbilde der Vereinigten Staaten von Amerika für notwendig. Er ist hierin ein typisches Beispiel für die oben erwähnte Neigung zur Gleichmacherei, die nicht bemerkt, daß die Staaten der Union mit den europäischen schlechterdings nicht zu vergleichen sind. Denn während jeder europäische Staat eine Bevölkerung eigener Art, eigene geschichtliche Überlieferungen und daraus hervorgegangene Eigenheiten seiner Verfassung aufweist, fehlt den Staaten der Union dieses alles fast gänzlich. Die meisten sind ja künstliche Schöpfungen einer rasch durchgeführten Kolonisation. Es gibt keine irgendwie wesentlichen Unterschiede zwischen ihnen; ihre Zahl könnte auch weiterhin, so weit das Land reicht, nach Belieben vermehrt, ihre Abgrenzung willkürlich geändert werden, ohne daß die Bewohner davon merklich berührt würden. Auch in nationaler Beziehung sind die Vereinigten Staaten nichts weniger als ein Vorbild, von dem Europa etwas lernen könnte. Drüben gibt es keine miteinander ringenden Nationen. Zwar hat die Einwanderung aus der Alten Welt Angehörige fast aller Nationen hinübergebracht, zum Teil sogar in recht namhafter Zahl; aber alle anderen kamen als Fremdlinge in ein Land, dem die Einwanderer angelsächsischer Abkunft bereits für immer ihren Stempel aufgedrückt hatten. In Europa dagegen sind die verschiedenen Nationen bodenständig; sie sind zwar nicht gleichaltrig, aber sie leben doch schon so viele Jahrhunderte nebeneinander, daß im Ernst keine mehr daraus, daß sie früher da war, Vorrechte ableiten kann. Jede hat ihr eigenes Land, wenn auch nicht immer für sich allein und meist mit fließenden Grenzen, und in diesem Lande hat sie eine eigene Kultur zur Entfaltung gebracht. Fast jeder Mensch lebt herüben in und mit seiner Nation, während jene, die über das große Wasser zogen, um drüben eine neue

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heimat zu erwerben, sich freiwillig oder gezwungen von den alten Gemeinschaften losrissen.

Als letzter Zeuge für den Geist der Friedensbewegung sei Präsident Wilson angeführt. Am 26. Mai d. J. hielt er, wie die Blätter berichteten, vor der Washingtoner Friedensliga eine Rede, in der er die Grundsätze für eine Friedensvermittlung der Vereinigten Staaten darlegte. Auch er stellte das Prinzip, das im Programme-Minimum Nationalitätsprinzip genannt wird, an die Spitze: „Wir halten folgendes für die grundlegenden Dinge: erstens, daß jedes Volk das Recht habe, die Herrschaft zu wählen, unter der es leben will . . ." Als Kenner der Geschichte und wahrheitsliebender Gelehrter fuhr er dann fort: „Wie andere Völker haben auch wir unzweifelhaft hin und wieder gegen diesen Grundsatz verstoßen, wenn wir uns kurze Zeit von selbstsüchtiger Leidenschaft leiten ließen, wie unsere aufrichtigeren Geschichtschreiber ehrlich genug gewesen sind zuzugeben; aber er ist mehr und mehr die Regel für unsere Lebensführung geworden . . ."[1]), und nun, meint er, müßte dieselbe Regel auch von allen anderen Staaten und Nationen angenommen werden. Wir fürchten sehr, Präsident Wilson hat dadurch, daß er seine Friedensvermittlung von der Annahme einer Theorie, die keineswegs Gemeingut aller Völker und Staaten ist, abhängig machte, das Vertrauen auf seine Friedensvermittlung bei vielen und wohl auch bei einem Teile der kriegführenden Mächte selbst stark erschüttert.[2])

Aber ist denn dieser Einseitigkeit nicht Herr zu werden? Soll denn nicht eine wahrhaft neutrale Friedensbewegung möglich sein, der sich jedermann anschließen kann, ohne dadurch seiner Weltanschauung etwas vergeben oder seinen Staatsbegriff einer fremden Theorie zuliebe opfern zu müssen? Gewiß; Benedikt XV. weist uns in seinen Friedenskundgebungen den Weg dazu. Ihm ist der Friede ein Ideal, der Krieg ein schreckliches Übel, aber er enthält sich jeder zu weitgehenden Kritik. Er verwirft den Krieg nicht unbedingt; er verurteilt jene nicht, die glaubten, ihn als äußerstes Mittel der Notwehr anwenden zu müssen; er drängt nur, ihn nach Möglichkeit abzukürzen. Die Friedensbedingungen zu stellen, überläßt er den Kriegführenden; er bringt ihnen aber in Erinnerung, daß ohne Mäßigung in den Forderungen, ohne gegenseitiges Nachgeben, ohne ernstliches Bemühen, auch dem gegnerischen Standpunkt gerecht zu werden, ein wahrer und dauernder Friede nicht möglich ist. Er lenkt endlich die Aufmerksamkeit auf die tieferen Ursachen des Krieges und zeigt, daß dieselben Giftstoffe, die das private Leben und das der innerstaatlichen Gemeinschaft bedrohen, auch den Weltfrieden immer wieder gefährden und daß daher die wahren Friedensfreunde mit der Arbeit an sich selbst und im eigenen Lande beginnen müssen, wollen sie der Welt

[1]) Reichspost XXIII (4. Juni 1916), 259, 3.

[2]) Vgl. „Amerika als Vermittler?" (Deutscher Wille XXIX, 1915/16, 18, 225—229.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirklich den dauernden Frieden sichern. Diese letzte Mahnung schließt aber eine weitere, an uns Katholiken gerichtete, in sich. Wenn die moderne Friedensbewegung vielfach Wege einschlug, die wir nicht als zum Ziele führend ansehen können, dann war daran zum großen Teil der Umstand schuld, daß wir sie zu sehr den Quäkern, Monisten und Nationalisten überließen. Die Katholiken, die sich ihr anschlossen, blieben einsam, die katholischen Friedensligen zu schwach, als daß sie einen bestimmenden Einfluß auf die ganze Bewegung hätten gewinnen können. Man hätte sich nicht so sehr an Äußerlichkeiten stoßen, programmatische Entgleisungen nicht für unkorrigierbar halten und auf jeden Fall, mehr als es geschehen ist, erst selbst einmal den Versuch machen sollen, an die Stelle des mangelhaften Friedensprogramms ein besseres zu setzen. Hoffentlich wird es in Zukunft anders. Der Krieg hat gewiß die Optimisten bekehrt, die gemeint hatten, der Krieg sei nichts so Schreckliches oder es würde wenigstens unter den führenden Kulturvölkern der Erde ohnehin nicht mehr zu bedeutenderen kriegerischen Verwicklungen kommen. Wenn sich nun nur auch noch die Pessimisten bekehren, die zu glauben scheinen, die Katholiken müßten sich bei der Erörterung jener Fragen, die die moderne Menschheit bewegen, hübsch im Hintergrund halten, als ob sie nicht in Auswertung ihrer Weltanschauung die allerwertvollsten Antriebe und Grundgedanken zur Lösung dieser Fragen beizusteuern hätten!

Möge nach dem Kriege eine starke, selbständige, programmsichere katholische Friedensbewegung einsetzen!

Angst vor der Freude.

Von Ella Graf.

Inmitten von frohen Begleitern
Geh' ich oft stumm und allein;
Mir ist, als dürft' mit den Heitern
Ich von Herzen nicht fröhlich sein,
Als hätte der Saal meiner Freuden
Ein großes, nachtdunkles Tor,
Und die da entbehren und leiden,
Die stünden frierend davor.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Wiener Heldengedicht von 1683.

Von Dr. Richard von Kralik.

Das umfangreiche Gedicht „Adlerskraft oder europäischer Heldenkern" des Wiener Studenten J. C. Feige (Feigius) wird manchmal erwähnt, ist aber doch, soviel ich sehe, so gut wie ganz unbekannt. Die deutschösterreichische Literaturgeschichte von Nagl und Zeidler erwähnt es nicht einmal. Der einzige, der sich etwas eingehender damit abgibt, Heinrich Kabdebo, druckt in der „Bibliographie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen Wiens" (Wien 1876) wohl den langen Titel ab, aber das Buch scheint er nicht gelesen zu haben, sonst hätte er daraus für seinen Aufsatz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Bd. 6) über Feigius einige biographische Daten finden können. Aber auch so bleibt die Biographie unseres Dichters noch sehr lückenhaft. Der Familienname Feige oder Feigius kommt öfter vor. Ein Johannes Feige (1483—1543) war hessischer Staatsmann (A. D. B. 6, 600). In der Fortsetzung und Ergänzung zu Jöchers Gelehrtenlexikon ist außer unserem Joh. Constantin Feige (so) auch ein Joh. Feige (so) erwähnt; er schrieb: Scholae Goldbergensis instauratio, gemina panegyris nova a Jo. Feigio et Melch. Laubano 1599. Von einem Michael Feige kam ein „Pestregiment" zu Dresden 1630 heraus. Nach dem Universallexikon von Zedler war ein Theophilus Feigius Vize-Superintendens in den Fürstentümern Liegnitz und Wohlau, wie auch Adsessor im Consistorio, er starb 1652 (Witte, Diarium biographicum). Zu dessen Familie dürfte wohl unser Feigius gehören, denn auch er ist ein Schlesier und wurde in „Leorinum", d. h. Löwenberg, bei Liegnitz geboren, wie er auf dem Titel seines Epos sagt. Ehe er im Jahre 1683 zu Wien Juris utriusque Studiosus war, hörte er schon zu Breslau die freien Künste mit seinem Freunde Christoph Friedrich Fuchs, wie aus dessen Ehrengedicht hervorgeht, das dem Epos vorgedruckt ist. Das Freundespaar hat sich nach Wien begeben, wohl um hier eine Anstellung zu erhalten. Fuchs hatte es im Jahre 1684 bereits zum „Juris utriusque Candidatus und wohlbestellten Hofmeister des Grafen Bouquoij" gebracht. Unser Poet war noch im Jahre 1694, als er zu Wien seinen „Wunderbaren Adlerschwung" drucken ließ, nicht weiter gekommen als bis zum „Kandidaten beider Rechte". Das ist alles, was wir von ihm wissen. Aus einer Stelle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der „Adlerskraft“ (S. 100) können wir noch schließen, daß er Katholik war, obwohl seine Familie früher protestantisch gewesen sein muß; aber gerade im 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Angelus Silesius, kamen derlei Konversionen sehr häufig vor, denn sie lagen im romantischen Geist dieser Zeit der Barocke und der Gegenreformation.

Ich gebe im folgenden Auszüge aus der „Adlerskraft“, nach dem Grundsatz, daß ich unsere moderne Orthographie dort anwende, wo das Deutsch des Dichters nicht anders geklungen hat.

Der ausführliche Titel des Werkes lautet: „Adlers-Kraft oder europaeischer Heldenkern, das ist: Wahrhafte und ausführliche Beschreibung der hohen Tapferkeit, welche die christl. Helden, Ritter und Soldaten, wie auch Jedermänniglichen in Wehr und Waffen erwiesen, und ihnen hierdurch bei ganzer Welt einen unsterblichen Namen erworben haben; als Wienn von den Türken belägert ward, und was sich sowohl im türkischen Lager als innerhalb der Stadt, von Tage bis zu Tage begab; wie schimpflichen der Großvezier von seiner Gemahlin nach übel ausgeschlagenen Feldzug bewillkommet worden; und was noch Preiswürdiges selbiges Jahr in Ungarn von der christlichen Armee ist verrichtet worden; wie auch nachmahlen die Ottomannische Port wider das Römische Adlerhaus eine viel größer Macht, als vorige gewesen ist, auf den Fuß zu bringen sich beratschlaget habe. Und was sich ferner wegen der Kriegeswaffen bis zu End des 1684. Jahrs ereignete; samt unterschiedlichen denkwürdigen Geschichten und Ehrengedächtnussen hoher Standespersonen, welche ihr Leben vor dem Erbfeinde von Anfang des Krieges bisher ritterlichen aufgeopfert haben. Zu Trost und Ergötzlichkeit der Streitenden für die Christenheit in Teutschen heroischen Versen ans Tagelicht gegeben worden, durch Joannem Constantinum Feigium, Silesium Leorinensem, J. U. Studiosum. Mit Römischer kaiserlicher Majestät Freiheit. Gedruckt zu Wienn in Oesterreich bei Johann Jacob Kürner, der niederösterreichischen Landschaft Buchdrucker 1685.“ — Das Titelkupfer zeigt oben ein Brustbild des Kaisers Leopold, ihm zu beiden Seiten die Schrift:

Unsers starken Adlers Kraft hoch mit Siegespalmen schwebet,
Und des großen Leopolds Ruhm bis an die Wolken hebet.

Darunter eine Ansicht der Stadt Wien; vor den Wällen hält ein Löwe den roten Schild mit weißem Kreuz, beiderseits stehen „Concordia“ und „Generositas“, darunter die Schrift: „Der Eintracht festes Band beschirmet Stadt und Land durch tapfrer Helden Hand.“ Das Exemplar der Wiener Stadtbibliothek hat ein schönes Bücherzeichen: „Ex bibliotheca celsissimi D. D. Ferdinandi S(ancti) R(omani) I(mperii) Principis in Schwarzenberg“ mit großem Wappen, von zwei Türken gehalten, und der Jahreszahl 1690. Ein abgedrucktes kaiserliches Privilegium vom 16. Nov. 1684 schützt das Werk auf zwei Jahre. Die Widmung gilt „dem Fürsten und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrn, Herrn Maximiliano Emmanueli, in Ober- und Niederbayern, auch der Obern-Pfalz Herzogen, Pfalzgrafen beim Rhein, des Heiligen Römischen Reichs Erztruchseß und Churfürsten usw.". Es folgt eine fünf Seiten lange poetische „Zuschrift", dann ein „Vorbericht" des Feigius (drei Seiten); er beruft sich auf Tasso, auf die teutsche Poeterei (der Minnesinger): Kaiser Barbarossa, König Konrad, Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Heinrich von Meißen, Markgraf von Hochburg, Fürst von Askanien; er kennt also die sogenannte Manessische Handschrift, wohl durch Goldast.

Er verteidigt sich, daß er dieses sein Werk „in keiner andern Sprache als in der hochteutschen und dennoch uralten Heldensprache an das Tageslicht zu geben sich entsunnen habe". Aber er habe es getan „wegen des Nutzens und Frommens desjenigen, welcher diese und keine andre Sprach verstehet und sich dennoch bei diesem Krieg tapfer hat gebrauchen lassen". Die Grübler und Tadler, die selber nichts machen noch verbessern können, mögen bedenken, daß ihm seine Zeit nur zuließ, „einzig und allein die gründliche Wahrheit zu beschreiben, und hätte dennoch hierzu die Zeit nicht geschenket, wann ich nicht selber persönlich von Anfang bis zu Ende der obgenannten Belägerung allhier in Wöhr und Waffen erschienen wär, und hätte die Sachen nicht selber in Augenschein genommen, und auch eben, wann ich nicht auch absonderlichen durch die helden- und ritterliche Großmütigkeit und Tapferkeit der Streitenden für die Stadt Wien, für das liebe Vaterland und die ganze Christenheit darzu gereizet und veranlasset worden wäre". Nun folgen noch „Ehrengedichte" auf Feigius von Franz Wolfgang Träne, N.-Oest. Landsrechten Beisitzer, von Christoph Friedr. Fuchs, J. U. C. und wohlbestelltem Hofmeister des Grafen Bouquoij. Er beginnt: „Als noch zu Breslau wir die freien Künste hörten", und rühmt sich auch der Mitkämpferschaft: „Ich bin darbei gewest und habe es gesehen, wann der Trompetenschall drang über Berg und Tal, wie unser Helden all wie Löwen täten stehen . . ." Andere Ehrengedichte sind von Joh. Adam Krieglacher, einer löbl. N.-Oest. Landschaft Buchhalterei Verwandter, von Paul Reinhold Nehter (Dresdensis Misnicus) und von Joannes Wilh. Stabler A(rtium) L(iberalium) et Phil. Magister et J. U. Studiosus. Dieser läßt des Feigius gelehrtes Haupt mit einem Lorbeerkranz durch das Musenvolk krönen: „Ein Nachbar worden ist Herr Feigius den Sternen, daß von ihm die Nachwelt kann freilich reden lernen; dann wer was Tiechtigs stifft, der bei der Nachwelt lebt, solang am Zirkelkreis die Himmelssonne schwebt."

Wie Feigius über den Zweck der Dichtkunst denkt, erklärt er schon am „Anfang dieser Adlerskraft oder europaeischen Heldenkerns":

Von Helden, Rittern, Wehr und Waffen will ich singen,
Von großer Tapferkeit und vielen andern Dingen,
Die sich begaben hier und an viel Orten mehr.
Als erstlich kam vor Wienn der Türken großes Heer.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

O Musa, die du führst am Berge Helicone
Um deine schöne Stirn ein helle güldne Krone,
Und auch ganz unverwelkt ein schönen Lorbeerkranz,
Der jederzeit beschämt den schönen Sternenglanz!
Gib Klarheit meinem Herz und leite meine Sinnen,
Daß ich die Wahrheit kann mit Worten ziern hierinnen.
Du weißt, daß sich dahin am meisten söhnt die Welt,
Wann nur die Wahrheit ist in Reimen wohl gestellt:
Wann man die Süßigkeit am besten ihr einschenket,
So hat sie ihren Feind auch oft zu sich gelenket.
Man zeiget also auch dem kranken Kinde Geld,
Und zugleich ihm auch für ein solchen Becher hält,
Des Rand mit süßem Saft gemischt, und es so tränket,
Daß dieses Zucker sei, das kranke Kind gedenket,
Demnach betrogen trinkt es den so bittern Saft
Und so bekommt es durch die List ein Lebenskraft ....

Aus Forchte freilich schon entfallen mir die Sinnen,
Wann ich als Fremder hier betrachte mein Beginnen.
Apollo, großer Fürst und Geber aller Kunst,
O schicke mir doch ein Anblick bald deiner Gunst!
Daß zu dem Werke hier auch tauglich sind mein Sinnen,
Stehe mir hier auch bei, o edle Schar Pierinnen:
Ihr Göttinn' dreimal drei auch an der Musen Zahl,
Zieret mit Zierlichkeit mein Zunge diesesmal!
Leits mich, schönstes Volk der Asischen Serenen,
Und Castor, Pollux, o ihr Brüder der Helenen!

Nachdem der Dichter den Aufbruch der Türken geschildert, beschreibt er, „was ich mit Ohrn gehört, mit Augen hab' gesehen": wie die Leute in die Wälder flohen und einen Aufenthalt bei den Tieren suchten,

Die dieses ihnen ja abschlugen alsobald;
Sie rennten zornig in den Walde hin und wider,
Daß sich entsatzte sehr und furchte auch ein ieder.
Das weibliche Geschlecht, das furchte mächtig sich
Da für den Hirschen groß, zur Nacht absonderlich.
Den andern Tag gar viel gern hätten mögen essen,
Aber sie hatten Speis und Trank zu Haus vergessen;
Sie hatten nur allein auf dies gedacht dahin,
Wie sie mit Leib und Seel wegkamen jetzt von Wienn.
Doch an des Essens Statt man hörte da die Lieder,
Die musizierten schön im Walde hin und wieder
Die Vögel groß und klein; der Nachtigall Gesang
Im finstern dicken Wald auch prächtig herfür klang.
Es tät gar manch Bächlein nach Lust sich da ergießen
Und auch mit Lieblichkeit ganz sanfte daherfließen
Über die Kieselstein, wie sichtbar ward ihr Schein,
Die waren ihnen da ein Österreicher Wein ...
Wann nur der Zwirgelwind mit Erden machte Staub,
Und in dem dicken Wald nur rauschte da ein Laub,

Sie dachten gar oft, daß es schon die Türken wären,
Wann ein Rehböckel sie nur täten rennen hören.
Dann wann einmal die Furcht da nimmet überhand,
Schaut man den Hasen an für einen Elefant.
Doch hernach als man sah, daß gar kein Türken kämen,
Und ihre Mägen sich nach Speisen täten söhnen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gingen etliche aus dem Walde doch heraus
Und trauten endlich sich auch wieder nacher Haus.
Sonst am siebenten Tag als da hat sich auch eben
Der Kaiser zu der Nacht von hier schon wegbegeben
Samt seiner Kaiserin, dem ältern, jüngern Prinz,
Wie dann auch mit den Erzprinzessinn' nachher Linz . . . .

Die Leopoldstädter, die täten bald zur Sachen,
Der Richter fleißig samt den Burgern tät verwachen,
Selbe Nacht die Schlagbruck . . .

Der Dichter beklagt sehr rührend den Fall des schönen Prinzen von Arnberg, dessen Leiche er nach der Stadt gebracht sieht:

O schöne Wangen rot, wo seid ihr hin so schnell?
Wo sein entwichen hin doch deine Augen hell?
O schönster Lefzen Pracht, vor dir sonst mußte weichen
Der schönsten Rosen Zier, der Lilien imgleichen,
Und du jetzt bleicher auch und ganz verblaßter Mund,
Allererst gestern noch du schienest hell und bunt.
O allerschönster Prinz, dich kunnte nicht vergnügen,
Daß dein Stamm fürstlich war, du tätest dich bemühen,
Zu suchen dir durch dich ein eigen Lob und Preis:
So tut ein junger Fürst, dahin geht all sein Fleiß.
Drum wollte nicht dein Geist am Fundamento kleben,
Er machte sich empor, wollt überirdisch schweben,
Gleichwie ein Adler tut, der obzwar hoch sein Nest,
Doch höher fleucht, ja sich bei Phoebo finden läßt.
Schön ist es, wann man hat der Eltern Tafeln hangen;
Doch Torheit, wann man will nur allein darmit prangen,
Bringt nichts darzu. Was ist ein Fürst und Edelmann,
Wann er kaum so viel weiß, als nur ein Bauer kann!
Was ist die Tugend auch, so stets in Ruhe lieget?
Gleichwie ein schönes Schiff, das seine Fahrt nicht krieget,
Ein Harpfe, die nicht klingt, ein Bogen, der nicht schießt,
Ein schöner grüner Baum, von dem man nichts genießt.
Die Tugend führt ins Feld, das Glück führt wieder ab,
Die Weisheit spricht das Recht, Fortun, die bricht den Stab.
So herrschet zwar das Glück, ist aber doch geblendet,
Ein Rad ist sein Palast, es hat sich bald gewendet.
Die Wahrheit, guter Rat stehn auf dem breiten Stein,
Ein jeder Soldat kann nicht Alexander sein . . .

Ganz episch läßt der Dichter diese hier nur im Auszug gegebene Trauerrede den treuen Diener des Prinzen vor der Leiche halten, die er aus der Schlacht gerettet hat (S. 11—13). Nun wird die Ankunft des Herzogs von Lotharingen geschildert (S. 14):

Den achten Julii nach fünf Uhr vor Mittage,
Als schon das Sternenheer zu Bette eben lage,
Und hat genossen auch sein süße sanfte Ruh
Der Mond, sich hat gemacht nach Nord und Süden zu,
Und schon auch Phoebus hat geschafft der Himmelsfrauen,
Die schöne Felder zart, die Wiesen, Gärt' und Auen
Mit ihrer Himmelsgunst, mit ihrer Flammen hold
Sie zu begnaden hoch, zu zeigen ihn' ihr Gold:
Hörte man vor der Stadt schon hier Heerpauken hallen
Und auch zugleich gar schön die Feldtrompeten schallen.
Man schluß, daß der Herzog von Lotharingen wär'
Mit seiner Reiterei, mit Waffen und Gewehr.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Caprara General, der hat sie da geführet,
Als sie beim Roten Turn hier ist vorbeimarschieret
Gegen der grünen Au ganz herrlich dort hinaus,
Welche damalen schön, ja immer sahe aus.
Der Sommer hatte schön und alles bunt gezieret,
Uber die Erde hoch das grüne Gras geführet;
Der schönen Blumen Tracht, der edlen Kräuter Pracht
Den Menschen gleichsam hat ja immer angelacht.
Der Hirsch ist in dem Gras da ja für Freud gesprungen,
Die Vögel mancherlei, die haben schön gesungen.
Stets von der Ostenseit' auch blies ein sanfter Wind
Ueber die grüne Au damalen sanft und lind.
Der schöne Donaustrom die Insel tät umschließen,
Tät auch nach aller Lust ganz fein still daherfließen.
Es lage bald zur Hand die schöne Favorit,
Der schöne Tabor auch der stunde in der Mitt'.
Die Leopoldstadt hat auch an der Hand gelegen,
Der schöne Prater war ganz nicht weit aus den Wegen.
Die Insel durch und durch ja war gezieret fast
Mit manchem Hause schön, auch Gärten und Palast.
In dieser Insel tät Diana selber jagen
Und auch die Nachtigall tät Tag und Nacht stets schlagen.
Die Göttin lange Jahr da hatte ihren Sitz,
Welchen Bellona von ihr hat ererbet ietz.
Alsobald wo vorhin die Vögel täten singen,
Ließ ja Bellona jetzt die Feldtrompeten klingen.
Man schlug auf alsobald ein trefflich schönes Zelt
Fürn Herzog Karl, den weltberühmten großen Held,
Bei einem grünen Baum, der etwas machte Schatten
Und nicht der Sonnen dort auch gänzlich tät gestatten,
Daß sie mit ihrer Hitz und Feuersflammenpracht
Nicht Ungelegenheit gar zu groß hat gemacht.

Hier klingen volkstümliche Soldatenliederstimmungen an. Die „alte Favorita" war der heutige Augarten. — Der Feind naht und verbrennt Städte, Dörfer, Schlösser und Märkte (S. 16 f.):

O grausam! Wo sich hinzusehen einer wandte,
Sahe er, daß ein Dorf, ein Schloß und Markt da brannte.
Ein stetes Brennen Tag und Nacht ja immer war,
Daß schienen Sonn' und Mond auch traurig ganz und gar.
Die silberweiße Stern', die haben sich beklaget,
Die Vögel in der Luft, die waren fast verzaget.
Die Wolk' von Regen voll, die war schon sehr bestürzt,
Der Sommer truge Leid, daß alles ward verkürzt.
Die wasserreichen Flüss' niemal wie vorhin flossen,
Mit einer Tränenflut, die sich damal ergossen.
O Elend! Kunnte nicht da sehen jedermann,
Daß das Feld hatte schon auch schwarze Kleider an?
Auf, auf, o Musa, auf! Du kannst mit Rechte klagen
Vom Uebel dieser Zeit, kannst ungescheuet sagen,
Wie jetzund eben uns das Wetter dieser Welt,
Die ganz gewülket ist, mit Donner überfällt
Und schlaget häufig ein. Weint auch mit uns und leidet,
Ihr Ding, die Oesterreich von Hungarland ihr scheidet,
Von welches Grenzen her der Sturm zu ersten kam,
Und dieses Land mit sich in seine Flamme nahm.
Schwell' auf, du Donau, dich mit unsern heißen Tränen
Und denke, wie dein Strom sich jetzt muß angewehnen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zu führen fremde Last; die vormals nur allein
Des Friedens Werkzeug trug, muß lernen dienstbar sein
Und unterm Joche gehn. Die Zeit hat abgenommen,
Da noch was Gutes war; wir sind zum Ende kommen,
Das trüb und bitter ist. Es ist dir wohlbekannt,
O Musa, was für Ruh und Lust das edle Land
Ein lange Zeit gehabt, das jetzund ganz erschüttert
Im Falle sich besieht und für dem Feinde zittert.

Damit endet gewissermaßen der erste Gesang des Werkes. Feige beschreibt nun die Ereignisse tagebuchartig von Tag zu Tag. Zum 10. Juli schildert er, wie die Studenten zur Universität eilen, die „ein schön Marienfahn" hat ausgesteckt, der Herz und Mut erwecket (S. 30), um sich dort freiwillig einschreiben zu lassen.

Es folgt eine homerische Aufzählung der Führer und der Mannschaft, die die Stadt verteidigten. Von den drei Kompanien der Universität heißt es (S. 38):

Apollo mußte selbst die Verse hier diktieren,
Die Pallas mußte wohl die Feder auch regieren,
Der Hippokrenen Brunn mußt allhier Dinten sein . . .
Herr Joannes Altman, ein Doktor beider Rechten,
Wollte jetzunder mit dem Degen eben fechten,
Er bei den Büchern hat schon lang genug geschwitzt,
Sein Herze und sein Sinn war auf den Feind erhitzt . . .
Das schöne Schlesien, das war sein Vaterland . . .
Der ander Hauptmann Herr von Tüblern ward gezählet;
Die Universität hat ihn ja auch erwählet,
Weil er ein Ritter war und auch gesaget hat,
Daß er gewesen sei damal schon ein Soldat,
Als die Studenten sich zu Prage dergestalten,
Haben so tapfer dort, ja freilich wohl gehalten,
. . . . . als vor etlich dreißig Jahren
Die Schweden mächtig stark vor Prag damalen waren,
Und vielleicht hätten sie bekommen diesen Ort,
Wann nicht das Musenvolk sich hätte tapfer dort
In Waffen und Gewöhr damalen auch erwiesen . . .
Er hatte sich jetzund ja auch dazu bereit',
Ganz nach der Christen Brauch und allen Kriegesrechten
Für die so schöne Stadt zu sterben und zu fechten.

Der berühmte Paul von Sourbait hält als Obristwachtmeister an seine Musensöhne eine feurige Ansprache (S. 41). Man kann sich denken, mit welchem Stolz so viele im folgenden genannte Bürger und Streiter ihren gefeierten Namen in diesem Heldengedicht gelesen haben mögen. Am 13. Juli rückt die Hauptmacht der Türken heran.

Die Kärntner Pastei ihnn dort eines bald zutrank,
Daß mancher ist verreckt, der doch nicht ware krank.

Großes Lob erhält der Fürst von Schwarzenberg und der Bischof Kolonicz von Neustadt, der schon im Orient als junger Kavalier mit den Türken gekämpft hat; hier sorgte er für das Heil der Seelen. Am 14. Juli ist die Stadt ganz vom Feind umgeben,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Hernals und Aderkling (Ottakring) an (S. 62). Die erste „Pombe" der Türken fällt am 15. Juli in die Stadt (S. 68):

Die Stuck zusammen bald man hat geklaubet auch
Und sie geweihet nach dem priesterlichen Brauch.
Der Allerhöchste hat auch so die Stadt begnadet,
Daß ihr die Pomben viel nicht haben auch geschadet.

Eilig werden die Gegenbatterien fertiggemacht „noch heute vor der schwarzverdeckten finstern Nacht". Am 17. Juli setzt sich der Feind im Prater fest (S. 71):

Es war ein annehmlich und sehr lustiger Ort
Und hier ein Paradeis gleichsam mit einem Wort.

Aber die Wiener blieben mit ihren Geschützen auch nicht müßig:

Sie machten manchem wohl auch einen solchen Graus,
Daß er gedachte: wann er blieben wär' zu Haus!

Das Musenvolk der Studenten wetteiferte in allen Arbeiten mit den andern. Es wurde sehr gelacht, als einer aus seiner Kupferflasche Wein trank und ein Türkenpfeil in der Flasche stecken blieb (S. 74):

Wer hätte wohl damal hier wegen dieser Sachen
Nicht allerdinges sehr auch eben müssen lachen,
Weil diese kupfern Flasch', gefüllet an mit Wein,
Auch anstatt eines Harnsch damalen täte sein!

Aber als am folgenden Tag (19. Juli) die Türken Bomben und Steine über Wien regnen ließen: „das Lachen bei dem Volk war wohl damalen teuer."

Man erfährt durch einen gefangenen Türken, der Großvezier habe sich von drei Arabern wahrsagen lassen, „nacher dem großen Rom er würde noch wohl kommen, durch Waffen und Gewöhr, wann vorher eingenommen er hätte Raab und Wien".

Tököly versprach ihm, ihm auch den Weg nach Rom zu zeigen, aber der Großvezier traute den Hungarn nicht recht (S. 76 f.). Der Dichter deutet an, daß sich die Türken nicht so edel, besonders gegen die Fräulein benommen, wie der Fürst und Held Tancred gegenüber der gefangenen Erminia bei Tasso (S. 80 f.).

Am 22. Juli (um andere Episoden zu übergehen) erfährt man durch einen Flüchtling, wie sich der Großvezier gerühmet habe, man würde von ihm noch die größten Taten lesen, „nach Prophezeiung auch des großen Mahomet, der keinen andern als ihn hier gemeinet hätt'; drum bei Sankt Stephan wird allhier man es bald hören, wie er den Mahomet deswegen würde ehren . . . Er würde hernach in das Welschland eben gehen, das große Rom für ihm nicht sollte sicher stehen, Sankt Peter würde wohl noch werden sein Roßstall, hätte der Mahomet gesaget dazumal" (S. 85). — Als die Türken auf einem Schiff nach der Insel (der Leopoldstadt) übersetzen wollten, gab die Batterie auf der Bastei keine Ruh, „bis dieses Schiff zu Grund auch endlich ist gesunken und auch die Türken allda eben sind ertrunken. Also bekamen sie den wohlverdienten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rest, und waren darzu auch getaufet auf das best". — Dem Dichter tut es leid, daß man damals nicht gewußt, daß der Großvezier fast täglich die Stadt vom St. Ulrichsturm zu betrachten pflegte, um sich „an dem so schönen Wien zu erlustigen und höchstens zu ergetzen; es hätte sich sonst geschickt, daß man ihm ein Frühstück mit den Kartaunen geschickt hätte" (S. 88). — Als die Not immer größer wuchs, wurde jeder angewiesen, zu Hilfe zu kommen, wenn die größte Glocke einen Sturm der Türken ankündigte. „Es durfte sich damals auch keiner unterfangen, der ohne Kriegeswehr allhier nur wär' gegangen" (S. 91). — Die Herren Medici fochten nicht selber, halfen aber emsig dazu, manchen Soldaten wieder aufzu- selber, halfen aber emsig dazu, manchen Soldaten aufzubringen, damit er wieder mit dem „Erbfeinde" streiten konnte (S. 93).

Ob sie schon selber nicht mit Waffen täten fechten,
So sagen dennoch wohl Justiniani Rechten:
Der durch ein andern Mann zu tun was fanget an,
Diesem die Sache man zuschreiben billich kann.

Manche Helden werden namentlich gerühmt. Im allgemeinen heißt es von den Bomben (S. 97):

Die Sarazenen sie so haben auch empfangen,
Daß ihnen wegen Wienn des Kitzeln ist vergangen.
Der in der Adlerstadt gern hätte mögen sein,
Derselbe mußte in die Erden beißen ein.

Die Türken kamen am letzten Juli in den Laufgräben so nahe,

Daß nicht nur einer mit dem andern reden kunnt,
Sondern sie haben schon einander auch verwundt
Mit Hacken, Schaufeln dort und andern Instrumenten,
Unser Soldaten ganz begierig hinzu rennten,
Schlugen den Türken schon die Schaufeln um den Kopf,
Daß es gekrachet hat gleichwie auf einen Topf.
Andre mit Sengsen scharf den Türken stets aufpaßten
Und manchen Türken bei den Kontraskarpen faßten,
Entweder mit dem Hals, am Leibe, oder Bein
Und zogen stracks sie durch die Pallisaden rein.
Wie sich ein Hirsch erfreut wohl auf der grünen Weide,
So hatte der Soldat allhier auch eine Freude;
Er ginge frisch und keck, doch jederzeit gescheut,
Und macht bisweilen wohl auch bei den Türken Beut.

Vom 2. August (Portiunkulafest) sagt der Dichter (S. 100):

Den andern Tag, als hier besuchten auch die Wiener
Wegen des Fest die Kirch damal der Kapuziner,
Schuß bald mit Stucken stark der Feind auf dieses Dach,
Doch keinem Menschen in der Kirchen was geschah.
Wer dieses Schießen hat gehöret und gesehen,
Kunnte leicht schließen, daß es durch die sei geschehen,
Die bei dem Türken dies auch haben angestifft:
Nämlich die Ketzer selbst mit ihrer Höllengift.

Feigius war also anscheinend Katholik. — Nach einigen tatsächlichen Berichten über die Fleischnot in Wien und über den Munitionsmangel bei den Türken wird er wieder poetisch (S. 103):

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den vierten, als die Sonn' am Himmel täte prangen
Mit ihrem gulden Haar und schönsten Purpurwangen
Und hat geweiset ihr so schönes Angesicht,
Hat man in dieser Stadt allhier schon zugericht
Gar eilends ein Fruhstuck wohl auf das allerbeste
In Kontraskarpen dort ja für die neuen Gäste,
Die ungebeten da ankommen gestern sind.
Was das Frühstucke war, erfuhren sie geschwind:
Von allen Orten hat man auf sie stark geschossen,
Daß mancher Türke ward in Stucke ganz zerstoßen,
Die Pallissaten hat man in den Brand gesteckt,
Dieses Frühstucke hat den Türken nicht geschmeckt.

Wieder beginnt der Dichter den 5. August mit einer poetischen Formel (S. 105):

Als schon die Sternen all zu Bette sind gegangen
Und sich der Tag damal auch hatte angefangen . . . .

und erzählt eine komische Episode:

Dermalen eines hat sich dieses zugetragen,
Daß einer rühmte sich und pflegte oft zu sagen:
„Von Mutterleibe an bin ich schon ein Soldat,
Dann mein Herr Vatter in dem Feld gedienet hat.
Mit Türken vier allein ich wollte es annehmen,
Wann über mich jetzund auch wohl noch mehrer kämen;
Ein sonder Tapferkeit ist mir geboren an,
In Waffen und Gewöhr ich allen Brauch auch kann.
Die grausam Pantertier, die Löwen und die Drachen,
Die sollten keine Furcht mir jagen ein und machen.
Von meiner Tapferkeit ist manchem wohl bewußt,
Der meine Wöhr und Faust auch selber hat gekost'.
Wann ein Gelegenheit nur sollte bald geschehen,
Alsdann wird jedermann mein Tapferkeit auch sehen,
Wie ich standhalten will; zu fechten ist mein Lust."
Er hat geschlagen wohl auch noch an seine Brust
Und hat gewünschet es, daß nur der Feind mit Haufen
Hier an die Ravelin geschwinde tät anlaufen,
Er wollt der Erste sein, der mit der Gegenwöhr
Dem Feinde alsobald begegnen tapfer wer'.
Weil man kein Tapferkeit von ihm noch hat verspüret,
Also man diese Sach' einmal auch hat probieret,
Man wollte sehen, ob die Sach' sich wer(d) verhalten
Also wie er fürgab. Die diese Sach anstallten,
Waren vier junge Leut; aus ihnen legt sich an
Einer gleich wie ein Türk. Doch nicht ein jedermann
Hat um die Sach' gewußt. Zur Nacht ist es geschehen,
Als es damal gleich schier auf eilf Uhr täte gehen.
Ein bloßen Säbel nahm er in die rechte Hand;
Wegen der finstern Nacht hat man ihn nicht erkannt.
Hier auf ein Ravalin damal er sich tat legen.
Die andern ließen sein es ihnen angelegen,
Wie sie den Prahler bald nach dieser Ravelin
Auf ein Manier und Weis auch eben brachten hin.
Sie sagten: „Diese Nacht wird uns es übel gehen,
Wir werden müssen viel vom Feind heut ausstehen.
Bei'n Pallisaten sieht ja freilich draußen man,
Wie schon die Türken stark auch eben kommen an."
Der Prahler alsobald mit ihnen ist gegangen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als bei der Ravalin sie dorte angelangen,
Springt der Verkleidte auf; mit diesen Worten schreit
Er: „Hala, hala!“ gleich und schickte sich zum Streit;
Er hat mit seiner Wöhr stracks um und um geschlagen.
Der Prahler wollte sich an diesen ganz nicht wagen,
Er hielt kein Augenblick an diesem Orte stand.
Nicht weit darvon hat man ein Feuer dort gebrannt,
Daß man sich wärmen kunnt; er ist durch dies gelaufen,
Als kämen hinter ihm die Türken her mit Haufen.
In den Stadtgraben wär' gefallen er hinein,
Wann man ihn nicht ertappt gleich hätt bei einem Bein.
So sahe man alsbald an dem geborn Soldaten
Die große Tapferkeit und ritterliche Taten.
Er hat sich wohl nicht mehr gerühmet wie vorhin,
Es war entfallen ihm der Mut, das Herz und Sinn.

Um so tragischer endet ein mutiger Ausfall der Studenten (S. 107 f.). Die Wiener schießen eine von den Walachen und Muldauern angefangene Brücke zusammen (S. 109). Dabei ereignen sich Heldentaten, wie sie einst nur Rinald, allein ohne Soldaten, verübet hat. Bei dieser Gelegenheit legt Feigius eine lange Episode aus dem Tasso ein (S. 110—124). Dadurch mag unser Dichter wohl auch den Türkenkrieg als Fortsetzung der Kreuzzüge darstellen wollen. — Am 8. schlägt sich Leutnant Gregrowitz heimlich durch die türkischen Linien bis in das Lager des Herzogs Karl von Lotharingen durch; ein Feuer vom „Biesenberg“ (Bisamberg) verkündet seine glückliche Ankunft. Dann kommt diese Episode (S. 128):

Heut' vor dem Kärntnertor ließ sich ein Türke sehen,
Sein Pferd, das mußte da in einem Ringel gehen;
Es geschah zwar nicht ganz vergebens und umsonst,
Er wollte zeigen da sein wohlerlernte Kunst
Und hat gar gepraviert dort auf derselben Brucken,
Den bloßen Säbel tät er hin und her auch zucken,
Als wann er einen wollt alldorten fordern aus.
Von Kielmansegg gleich sah der Freiherr da hinaus.
Er hatte diesen Manns noch kaum einmal erblicket,
Hat er ein rundes Blei ihm schnelle zugeschicket,
Daß zu der Erden er von seinem Pferde sank,
Und wegen des Praviern er hatte dies zum Dank.

Sonderbarerweise versuchte ein fünfzehnjähriger Knabe zu den Türken überzugehen, angeblich aus Verzweiflung, weil ihn sein Herr schlecht behandelt habe (S. 128 f.). Am 13. August geht der bekannte Koltschitzky als Türke verkleidet zum Herzog Karl und kommt am 17. glücklich zurück, was dem am Bisamberg stehenden kaiserlichen Heer durch drei „Ragetel“ nachts angezeigt wird:

Um zwölf Uhr in der Nacht ist es allhier geschehen
Bei Sankt Stephan, wo ein so schöner Turn tut stehen,
Nach aller Zierlichkeit und Kunst hoch aufgeführt
Und einen Monden halb auch darzu präsentiert.

Fast homerisch wird nun Tag für Tag der Kampf um Graben, Wall und Mauer beschrieben; so am 18. August:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abends um sieben Uhr zwei Minen wieder sprungen,
An dem Burgravelin die Mauer ward gezwungen.
Über viertausend Mann sind gleich hereingelaufen,
Schanzkörbe und Wollsäck' ja schon auch ganze Haufen
Brachten die Türken mit sich an denselben Ort,
Wo jetzt die Mauer halb auch lag zersprenget dort.
Es haben zehen schon auch Fahnen da gesteckt,
Eh kaum sie haben auf die Ravelin geschmecket;
Aber der Hochmut ward vertrieben ihnen bald
Und ward geschwinde da das Herze manchem kalt;
Als diese fremde Gäst heut' wurden dort empfangen.
Wie Löwen grimmig, sind damalen wohl gegangen
Unser Soldaten, von dem Zorn ergrimmet sehr;
Wie Donner klang ihr Stimm, wie Blitzen schien ihr Wehr,
Die eines Donnerschlags war ein gewisses Zeichen.
Es hätten freilich hier geschwinde müssen weichen
Die grausamst Panter wohl und auch die Tigertier,
Als Herr Graf Scherffenberg damalen ging herfür:
Er hat damal wie Blitz und Hagel dreingeschlagen,
Daß schnell viel Türken tot alldort auch vor ihm lagen;
Er wußte schon im Streit auch solchen Heldenbrauch;
Die Granatierer sich da hielten tapfer auch . . .

Die Türken wurden so glücklich vertrieben und der angerichtete Schaden wurde in der Nacht ausgebessert, „eh noch das Sternenheer zu Bette täte gehn" (S. 146 f.). Am 20. August heißt es (S. 151):

Von den Gefangnen hat man dieses auch vernommen,
Die zu uns wieder sind nachmalen eben kommen,
Daß da zu Baden hat gebadt der Großvezier
Und hat gebracht mit sich vier Damen allzeit schier;
Mit gulden Stucken [1]) sind bekleidet sie gewesen,
Darbei gewesen ist ein Arbeit auserlesen.
Sie badten allzugleich dort mit dem Großvezier
Und waren Christen wohl auch eben alle vier.
Wann sich ein Schwürigkeit im Lager hat ereiget,
Hat stracks der Großvezier die Damen schön gezeiget
Den Bassen gleich damal und hat gesagt darbei,
Daß noch manch schönes Bild in dieser Stadt hier sei.

Ausführlich wird die Geschichte von dem bösen Wiener Buben erzählt, der zwischen der Stadt und dem Lager hin- und herging (S. 152 f.), ebenso von einem betrunkenen Bauer, der aus dem Lager kam; am schönsten ist die Geschichte von dem Adler des Kaisers (S. 158 f.):

Als sich Ihr Majestät hat von hier wegbegeben,
War noch damal bei Hof ein Adler auch bei Leben.
Weil nun der größte Herr sich machte von der Stadt,
Der Adler auch kein Lust zu bleiben hier nicht hatt',
Er flohe hin und her, die Wolken zu ersteigen,
Gegen der Residenz tät er sich gleichsam neigen.
Wann er sie schaute an, es schien, als wann er sollt'
Nehmen Urlaub von ihr und sie verlassen wollt':
Endlich hat er sein Reis' gar nach dem Feind genommen,
Doch aus den Wolken ist er nicht herunterkommen;

[1]) Goldbrokat.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er hat des Feindes Volk, die trefflich große Macht
In denen Lüften hoch gleichwie ein Mensch betracht.
Dem Feinde täte er damalen gleichsam weisen,
Daß er ein König sei der Vögel stets zu preisen
Und sei erzürnet hart und auch ergrümmet ietz,
Weil man vertreiben wollt' ihn von dem hohen Sitz.
Durch die Belägerung ist draußen er geblieben;
Doch gegen Ende ließ er wieder ihm belieben,
Zu kommen in die Stadt; man alsobald auch schluß:
Daß dieser Adler wohl nichts böses bringen muß.

Der Kommandant sorgt für die Kranken und Verwundeten (S. 163):

Hier in den Klöstern ließ er die Soldaten pflegen,
Welche krank und verwundt alldorten sind gelegen.
Die Jesuiter hier viel Kranke nahmen an
Und auch Blessierte wohl auf etlich hundert Mann.
Wo vorhin ganz subtil man hatte disputieret,
Und sich in Wissenschaft auch hatte exerzieret,
Wo die Minerva vor stets hatte ihren Sitz,
Lagen Blessierte viel und Kranke zugleich ietz.
Von den Soldaten sind die Schulen voll gewesen,
Wo Professores sonst auch haben stets gelesen
Die Lectiones hier in Schulen kurz vorher,
Hat es geschmeckt jetzt stark, gestunken auch gar sehr,
Daß kein Gesunder kunnt darinnen lang verbleiben,
Dann der Gestank ihn stracks tät aus denselben treiben . . . .

Kein Viertelstunde ging damal vorbei auch schier,
Daß man nicht Tote hat auch auf der Gass' getragen;
Welche auf Picken vier da mehren Teiles lagen;
Dann die vier Picken sind gewesen eben zwar
Bei den Soldaten an Statt einer Totenbahr.

Da das Fleisch schon selten wird, braten die Soldaten Katzen und Esel (S. 168 f.). Am 29. August um Mitternacht lassen die Türken wieder eine ihrer vielen Minen springen (S. 175):

Es war um zwölf Uhr, als sich zeigte dieser Welt
Der Juno buntes Zelt und schöne Sternenfeld.

Einem kecken Polack und einem teutschen Reiter gelingt es, sich durch das ganze Türkenlager bis Wien durchzuschlagen (S. 176). Zwei Weiber retten sich am 30. August aus dem Türkenlager:

Sie sagten, daß gar viel der Weiber draußen wären
Und sich etliche auch niemalen ließen hören
Wegen der Freiheit zwar, nicht auch mit einem Wort;
Sehr viel verlangten von den Türken nimmer fort.
Auch um die Eltern ihr sie führten keine Klage,
Weil bei den Türken sie auch hätten gute Tage;
Bevor die mit Schönheit auch wären angetan,
Die liebte draußen auch schier fast ein jedermann.
Dergleichen Übel hat schon vor sehr langen Jahren
Der tapfre Gottfried von Bullion auch erfahren,
Als die Armida durch ihr Schönheit und ihr Zier
Ihm hat bezaubert fast die besten Helden schier.
Sie haben nicht einmal an Gottfried mehr gedacht,
Wie's die Jungfrauen gleich hier haben jetzt gemacht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und nun kommt wieder eine Episode aus dem befreiten Jerusalem (S. 179—182). — Ein Leutnant war auf der Löwelbastei am 2. September nicht genug wachsam (S. 185):

Dieses hat stracks allhier der Kommendant vernommen,
Der Leutenant hat an den Galgen sollen kommen,
Oder eine Mannschaft stracks sollen hinausführn,
Dem Feinde wieder die Arbeit zu ruiniern.
Der Leutenant ließ ihm als ein Soldat belieben,
Hinauszufallen da; auch stracks ist er geblieben.

Am 3. September heißt es (S. 189):

Als an dem Himmel schon die Sternen täten prangen,
Sind wieder hier gar viel Ragetel losgegangen,
Daß es der Herzog auch heut' wieder sehen sollt',
Und mit dem Sukkurs gar geschwinde eilen wollt'.

Das Ringen um die Burgbastei wird immer gefährlicher. Es heißt zum 4. September (S. 189 f.) von den Türken:

Es hat gehallet durch die Lüfte stark und sehr
Der Türken trefflich groß Geschrei und auch Geplerr.

Nun werden auch die christlichen Helden namentlich aufgezählt; dann heißt es:

Es sind noch Ritter viel und Herren auserlesen
Bei diesem Fechten scharf und Streit darbei gewesen.
Der große Kommendant und tapfre General
Schiene in Waffen Mars auch selber sein zumal.
Die Generalen auch, die Obristen im gleichen
Wie lauter Blitzen schien ihr Wehr, es war ein Zeichen
Wohl eines Donnerschlags damal der Christen Stimm.
Wie Feuer brannten sie von lauter Zorn und Grimm
Wider alldort die Meng' der sarazenschen Drachen,
Welche sich in die Stadt damalen wollten machen.
Wie Löwen ganz grimmig die unsern gingen drein,
Sie fragten nichts da nach den Bomben und den Stein.
Die Geister aus der Hölln wohl hätten weichen müssen
Für unser Gegenwehr und gar sehr starken Schießen.
Unsre Kartäschen sehr viel nahmen Türken weg
Und machten unter ihnn da Gassen, Weg und Steg.

Der Großvezier veizt die Türken durch falsche Nachrichten zu einem aussichtsreichen Generalsturm (S. 194):

Nach der Belägerung wir auch allhier vernahmen,
Daß heut' [6. Sept.] der Großvezier ließ rufen stracks zusammen
Die Bassen all damal und meldte ihnen an,
Zum Generalsturm jetz sie sollten jedermann
Hier dieses sagen an ja allen, die bekennten
Den großen Mahomet. Geschwinde hinzurennten
Viel tausend Türken wohl. Die Buben gar damal
Tanzten mit Freude hin; die Menge und Anzahl
Ist schon gewesen groß; auch viel mit bloßen Füßen
Und nackend an dem Leib sich schon darummen rissen,
Wer mit da gehen sollt'. Viel hatten an der Seit'
Ein Säbel ganz verrost und wollten gehn zum Streit.
Viel trugen eben auch nur Prügel in den Händen
Und meinten also heut das ganze Werk zu enden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 7. September heißt es (S. 195):

Als sich die finster Nacht schier hatte angefangen,
Ist auf dem Kaltenberg[1]) heut' wieder aufgegangen
Ein schönes Feuer dort; man sahe eben noch
Ragetel springen in die Luft etlich gar hoch.
Die Leute, welche dies da haben hier vernommen
Freuten sich, daß bald auch der Sukkurs wurde kommen.
Man hatte auch Ursach' wohl sich zu freuen hier,
Weil wir neun Wochen schon versperret waren schier.

Am 9. September wird ein Vorzeichen berichtet (S. 199):

Als Phoebus prangte mit den schönen Purpurstrahlen,
Die Felder überall schon tät gar schön bemalen,
Und stunde auch sehr hoch schon an dem Zirkelkreis,
Flug über diese Stadt ein Taube ganz schneeweiß.
Sie hatte ihren Weg auch von dem Feind genommen
Und ist nach dieser Stadt in Lüften schnelle kommen.
Es bildte jeder ihm deswegen auch schon ein,
Daß es ein Zeichen wohl des Sieges wurde sein.

Damit beginnt gewissermaßen ein dritter Gesang, die Geschichte des Entsatzes. Es kommt der 11. September (S. 202):

Um zwei Uhr haben wir gehöret und gesehen,
Wo Sankt Leopoldi Kapell sonst tate stehen,
Daß auf demselben Berg[2]) ein Schuß damal geschach.
Ach, welch ein Freud' entstund hier wegen dieser Sach'!
Gar unser Truppen hat man auch schon dort gesehen
Und sind fünfzehen Schüß wohl auf den Feind geschehen
Aus unsern Stucken auf den beiden Bergen[3]) heut',
Welches mit größter Freud ja hörten hier die Leut'.
Den zwölften hat mit Freud' ein jedermann vernommen,
Daß die Erlösung doch auch dieser Stadt wär' kommen.
Der Allerhöchste heut' hat selber diese Stadt
Mit höchster Freud und Gnad zugleich auch überschatt'.
Sein Ohren hat er zu der Christenheit gekehret
Und deren Seufzen groß einmal jetzund erhöret.
Mit dieser Stadt ward heut' die ganze Christenheit
Freilich wohl mit unaussprechlicher Freud erfreut.
Der Himmel und die Erd', die freuten sich deswegen
Und taten stracks heut' ab die Trauerkleider legen.
Der hochgepreiste Strom, der edle Donaufluß,
Der wegen fremder Last viel Tränen vor verguß,
Diesen sah man heut' schon gar freudig daherfließen,
Die Felder wieder sich ganz fröhlich sehen ließen.
Es freute sich auch, was da schwebte in der Luft,
Auch was gewohnet hat in der so tiefen Kluft.
Es freuten sich die Berg samt ihren tiefen Talen,
Die Sonne selber warf heut' schöner ihre Strahlen,
Sie hätte angelegt gar eine schön Tracht,
Die sie aus Westen, Ost auch hat mit sich gebracht.
Es war ein Tag, den Gott der Höchste hat geschicket.
Und hat darmit auch höchst das Adlerhaus beglücket,
Weil es jetzt ziemlich viel gestanden hatte aus,

[1]) Kahlenberg.
[2]) Heute Leopoldsberg.
[3]) Kahlenberg und Leopoldsberg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das von der ganzen Welt berühmte große Haus.
Als sich die Morgenröt' ganz prächtig herfür machte
Und hohe Berg und Tal mit rotem Gold anlachte,
Sach man in dieser Stadt mit höchster Freud schon hier,
Daß hernach die Armee von Bergen ging herfür,
Als wo vor Zeiten hat ein altes Schloß gestanden
Und jetzt ein Kapell schön alldorten ist vorhanden,
Auch auf dem Josephsberg[1]) alldorten man bald sach,
Daß sich herwärts begab dort unser Volk gemach.
In einer Ordnung schön ist es dahermarschieret,
Die Stucke haben sie mit ihnen hergeführet
Und jederzeit gespielt ganz tapfer auf den Feind,
Doch oft bisweilen sie auch stillgestanden seind,
Daß man die Stucke kunnt auch alle wieder laden,
Und andre folgen auch da kunnten ohne Schaden.
Es kunnte nicht zugleich marschiern die ganze Meng';
Dann weil die Wege sind dort gähe und ganz eng,
Also ganz langsam die Armee ist hergegangen,
Bis sich die Weingebürg auch haben angefangen,
Wo auch die Türken schon dort stunden allbereit . . .

Selbst Maximilian aus Bayern der Churfürste,
Der war mit seinem Volk in dem Angriff der Erste;
Es achte nichts der Held den großen Dampf und Rauch,
Es wär sein Roß gerennet wohl durch ein Feuer auch.

Dann werden die andern Führer aufgezählt:

Die Helden seind dem Volk damal vorangegangen
Und hatten ein Ordnung auch wohl so angefangen,
Daß alle gingen sacht und einen gleichen Schritt,
Die Vordern, Hintern, auch die waren in der Mitt'.
Die tapfern Helden den Angriff auch selber taten,
Damit auch Herz und Mut sie machten den Soldaten.
Ein jeder General ging vor den Truppen her
Und schien, als ob auch Mars ein jeder selber wär'.
Eifer und Tapferkeit sie alle sehen ließen,
Auch Überwünder hat ein jeder wollen sein,
Und hat ihm vorgesetzt, gebildet eben ein,
Daß Mars sich selber hat verwundern drüber müssen.
Daß lieber lassen wollt' er auch sogar sein Leben,
Als daß er hätte sich wohl in die Flucht begeben.
Alle Soldaten auch, die waren angezündet
Von lauter Eiferflamm; auch keinen man da findet,
Welcher nicht wär' gewest ganz frisch, keck, unverzagt,
Weil es ihr' Helden so all haben auch gewagt.

Vom Polenkönig Sobieski heißt es (S. 210 f.):

Johannes der König und großmächtige Held,
Wie es auch kundbar ist schon längst der ganzen Welt,
Er führte an der Stirn eins hohen Königs Wesen,
Den Preis er hatt' für alln. die auch da sind gewesen.
Den Zepter hat er in dem Felde auch geführet,
Wie er als Feldherrn ihm auch eben hat gebühret.
Mars war er, wann man ihn in Waffen donnern sah,
Doch die Lieblichkeit, wann er seinem Volk zusprach.
Es leuchte sein von Ehr' erfülltes Angesicht,

[1]) Heute Kahlenberg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als wann die schönsten Strahln auch wirft der Sonnen Licht.
Ein schöne Röte ließ sich an ihm eben sehen,
Als für den Helden sein voran er tät da gehen.
An Augen und am Leib schien so gar herrlich er,
Daß man nicht meinen kunnt, daß er was Sterblichs wär'.
An Augen jedermann sein tapf'res Herz erkannte,
Wann er von Rott zu Rott durch seine Völker rannte
Auf einem Pferde schön, das wie der Wind ging schnell.
Sein Waffen und Gewöhr, die schienen auch sehr hell.
Sein Völker waren auch mit Lust da anzusehen,
Als in der Ordnung sie auch alle täten stehen.
Farb', Kleidung, Waffenzier, Gold, Eisen und Gemäld',
Die machten, daß die Sonn' stets glitzte in dem Feld.
Die Fahnen in der Luft sich hin und her auch schwungen,
Ein jedes Pferd da aus Begierde ist gesprungen,
Es scharr, es trat, es schlug, es schrie, es wandt sich auch
Und sperrt den Rachen auf, blies heraus Dampf und Rauch.
Mit sehr viel tausend Pfeil und auch gespannten Bogen
Gegen dem Feind ist der sieghafte Held gezogen
Mit seinem schönen auserlesen Kriegesheer,
Daß sich die Türken schon auch furchten trefflich sehr,
Als mit den Helden er und auch den Rittern allen
Die Sarazenen hat damalen überfallen
Und hat viel tausend Mann darnieder gleich gemacht
Und auch die andern in die Flucht geschwind gebracht.
Er unter sie hinein sieghaftig ist gedrungen,
Stahl, Waffen, Fleisch er durcheinander hat gezwungen;
Er pflastert da die Erd' mit Eisen, Bein und Blut,
Er schlug und streuet sie; kein Wetter, Wind noch Flut
Der reifen Erden nicht so großen Schaden machet.
Der strenge Mars hat selbst darüber auch gelachet.
Die Reuterei hernach mit Füßen sie zertrat:
Also sieghaftig sich der Held gehalten hat.
Drum hier dem Großvezier noch lagen diese Streiche
Freilich wohl in dem Sinn, die er im Königreiche
Polen bekommen hatt' von diesem Helden schon:
Drum machte er sich hier bei Zeiten auch darvon.
Mit Hinterlassung wohl auch aller seiner Sachen
Tät sich der Großvezier selbst aus dem Staube machen.
Viel tausend Zelten wohl verließ der Großvezier,
Nicht das Geringste bracht er aus dem Lager hier.
Wohl über hundert Stück, die waren da vorhanden,
Auf Batterien hier und dort sie seind gestanden.
Granaten, Kuglen viel, auch Bomben, Pulver, Blei
Und Eisen funde man viel mehr als Stroh und Heu.
Viel Messing, Kupfer, Blech und andre Hausratsachen
Kunnte ein jeder hier hernach zur Beute machen.
Oliven, Feigen, Fleisch, Mehl, Schmalz, Brot und viel Öl
War in den Zelten anzutreffen in der Völl.
Gegen vier Uhr hat man schon Nachmittag gesehen
Völlig die Unsern in des Feindes Lager gehen.
Es war auch überall die ottomanisch Macht
Schon in die größte Forcht und Unordnung gebracht.
Nichts anders hat der Feind ihm auch da vorgenommen,
Als nur mit Leib und Seel jetzund darvonzukommen.
Als sich die Türken aus der Insel machten raus,
Kunnten mit Stucken gut wir schießen auch hinaus
Und haben Türken viel geschossen draußen nieder;
Sie waren in der Furcht, das sach allhier ein jeder.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie waren von der Stadt und unserm Kriegesheer
Auf beiden Seiten da verfolget trefflich sehr.
Allwo der größte Hauf der Türken ist gegangen,
Wurden sie tapfer von den Stucken hier empfangen,
Daß mancher in die Erd' auch beißen hat gemußt.
Hier aber zuzusehn, war freilich es ein Lust.
Von unsern Reutern zwei sind angesprenget kommen,
Von welchen bald man hier die Worte hat vernommen:
„Sieg, Sieg, Sieg! Hei Vivat! Hei Vivat immerdar
Der große Leopold und dessen Kriegerschar!
Vivat Johannes stets, der König auch in Polen!
Das Glück der Christenheit hat heut' uns gar wohl wollen.
Vivat der Herzog von Lothringen auch, der Held,
Und welche mit ihm sind gegangen in das Feld!
Ei vivant, vivant die Churfürsten alle beide!
Uns überschattet hat der Himmel heut' mit Freude."
Die Reuter führten beid die Degen eben bloß,
Welche andeuten uns die Freude mächtig groß . . . .

Dann vor dem Schottentor ward ein Musik gemacht,
Daß einem wohl das Herz im Leibe hat gelacht . . . .

Die höchste Majestät hat hier uns beigestanden,
Und wann schon aus der Höll' auch wär' gewest vorhanden
Hier heut' der Pluto selbst, so hätt' er nichts gericht,
Weil uns der Höchste zeigt sein freundlichs Angesicht.
Der fromme Pater hat de Aviano[1]) eben
Heut' über unserm Volk ja immer sehen schweben
In Wolken hoch ein Taub, ganz schneeweiß an Gestalt;
Drum schrieb ein jeder zu den Sieg auch alsobald
Der höchsten Majestät, die uns heut' hat geschicket
Ja seinen Engel wohl, und darmit auch beglücket
Auf dieser Erden die so werte Christenheit . . .

Nun wird auch die köstliche Beute im Zelt des Großveziers beschrieben, die den Polen zufiel. Hier bekommt auch Bischof Kollonitz reiches Lob (S. 222):

Er ließ die Kinder all auch führen in die Stadt,
Auch diese alle, die der Feind verwundet hat.
Die Lebensmittel schafft er ihnen für und für,
Er ist ein Bischof wohl und Seelenhirte hier . . .
Drum in der andern Welt wird er auch schon bekommen
Vom höchsten Bischof selbst dort in des Himmels Thron
Seinen verdienten Preis und bischöflichen Lohn,
Siebenmal heller als die Sonne, Mond und Sternen.

Manche ergötzliche Episoden werden nebenbei erzählt. Am 13. kommt der König von Polen mit dem Churfürsten von Bayern in die Stadt (S. 225):

Beim Augustinern hat der König angefangen
Selber das Te Deum Laudamus in dem Ton,
Welches gehöret hat alldort gar manch Person;
Die Hochbedienten ihm geantwort haben eben,
Die Augustiner all damalen noch beineben.

[1]) Der Kapuzinerpater Markus von Aviano.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 14. kommt auch der Kaiser nach Wien; er läßt an die Stelle des Halbmonds auf der Stephanskirche ein Kreuz setzen. Es hieß, daß man Halbmond und Stern im Jahre 1529 angebracht habe im Einvernehmen mit Sultan Soliman, welcher dafür den Turm zu schonen versprach; welchen alten Pakt aber der Großvezier nun gebrochen (S. 228). — Der Kaiser besucht dann in Schwechat das christliche Heer, den König von Polen und wird vom Churfürsten Max aus Bayern, der einen bloßen Degen in der Hand führt, also angeredet (S. 230):

Allergnädigster Herr, hier, siehe, diesen Degen
Wider die Feinde will ich führen deinetwegen
Und zu gefallen auch der ganzen Christenheit.
Ihr Majestät zu Dienst ist er ja jederzeit
Wie auch der Christenheit, und ich will darmit fechten
Mit diesem Degen für den Fahn auch des Gerechten,
Solang ein Tropfen Blut in meinem Leib wird sein.
Wider die Feinde will ich ihn nicht stecken ein,
Welche Ihr Majestät jemalen auch wird haben.
Den Degen Sie[1]) mir selbst vor wenig Jahren gaben
Zu Alten-Oetting zur Verehrung und Geschenk.
Ich freilich wohl auch noch an dieses jetz gedenk,
Was ich Ihr Majestät dawegen dieses Degen
Versprochen hab; es wird nicht bleiben unterwegen.
Allergnädigster Herr, jetzt eben diese Sach
Ich schon werkstellig auch an deinen Feinden mach'.

Es folgen die Reden des Kaisers und des Polenkönigs; dieser entschuldigt sich, daß er nicht sofort die Verfolgung der Türken aufgenommen habe. Mit frommem Dank gegen Gott und Wünschen für den Kaiser schließt der erste Teil der Adlerskraft.

Es folgt nun (von S. 238 an) der zweite Teil: „Wie schimpflichen der Großvezier von seiner Gemahlin, als einer ottomannischen Prinzessin, wegen seines übel ausgeschlagenen Feldzugs bewillkommet und empfangen ward."

Was von dem Feinde ist in Österreich geschehen,
Haben wir gnug von Tag bis auch zu Tag gesehen,
Auch wie gar tapfer sich das Volk in dieser Stadt
Von dem Anfange bis zu End' gehalten hat.
Wie spöttlich auch der Feind die Flucht hier hat genommen
Und das christliche Volk sein Sachen hat bekommen,
Dies alles worden ist gemacht allhier uns kund;
Doch meiner Feder wird gebühren auch jetzund,
Was künftig ward verricht von unsern Kriegeshelden
Eben noch dasselb' Jahr, ganz kurz hernach zu melden.
Als das christliche Volk nur hatte ausgeraft
Hier und dort um die Stadt schier durch drei Tage fast,
Es hat sich weiter auch damalen unterfangen
Und ist den graden Weg dem Feinde nachgegangen.
Doch war marschieret er damalen schon von hier
Achtzehen Meilen wohl, wie hernach hörten wir
Von den Gefangnen, die zurucke sind herkommen,

[1]) Man sieht, auf welche Weise das moderne Sie aufkommt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß weder Speis noch Trank er hatte eingenommen.
Die Furchte hat den Feind genommen auch so ein,
Daß auf dem Wege viel von ihm geblieben sein.
Einer den andern hat darnieder auch geritten.
Welche gewesen sind voran und in der Mitten,
Die haben so gedacht damalen jederzeit,
Daß hinter ihnen sind die Christen allbereit . . .
Geschrien haben sie: „Es kommt der Jauer, Jauer[1])
Hinter uns stark daher! Wie Donner, Blitz und Schauer
Schläget der Jauer drein! Es muß der ganze Hauf
Von uns wohl diesesmal auch eben gehen drauf."
Zittern sie täten all; die Nacht hat verursachet,
Daß ihnen wurd ein Furcht viel größer auch gemachet.
Sie ritten durch ein Fluß eilfertig und geschwind,
Daß auch von ihnen wohl geblieben viel dort sind.
Einander haben sie geritten gar darnieder,
Zertreten schwummen sie im Wasser hin und wider.
Es zittert wie ein Laub der Großvezier auch eben;
Der alte Greis damal gefordhtet hat sein Leben.
Kurz vorher wollte selbst er Mauern schlicken ein,
Auch Eisen fressen hier und die hartesten Stein.
Er hätte nach der Flucht gar gerne mögen essen,
Er hatte aber Speis und Trank allhier vergessen.
Der süße Chavetrunk[2]) der ginge ihm schon ab,
Weil sich der alte Geck hier in die Flucht begab.

Er klagt sein Leid dem Mahomet.

Hernach hat er den Weg zu seinem Weib genommen,
Die ihm entgegen zwar auch alsobald ist kommen.
Sie hat umhalset ihn und sich erfreuet sehr,
Daß des Sultans Befehl einmal verrichtet wär.

All ihr Reden ist aber Hohn und Vorwurf. So sagt sie unter anderm (S. 246):

Wann man auf den Ursprung des Krieges eben schauet,
So habet ihr zu viel den Ungarn zugetrauet . . .
Ihr wolltet auf einmal dieselbe Stadt verschlucken,
Als wie ein Elefant verschlucket eine Mucken.

Er hätte sich mit Raab und Komorn begnügen sollen; aber:

Ihr seid ein Püffelochs, was brauchet es viel Wort!

Der Großvezier entschuldigt sich: es seien zu viele über ihn gekommen, vor allen Herzog Karl von Lothringen, dessen Vorfahrer Godfried von Bullion war (S. 253); sein eigenes Volk aber sei ein Lumpenvolk gewesen, wie das des Darius und Xerxes.

Sie höhnt wieder (S. 255):

Was meinet ihr, mein Herr, allhier zu dieser Sachen:
Wann sich die Weiber wohl auch täten jetzt aufmachen,
Wider die Christenheit zu gehen in den Streit,

[1]) Giaur = Gottesleugner, Ungläubiger; so nennen die Türken die Christen.
[2]) Kaffee.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weil euch schon ist das Herz entfallen allbereit? . . .
Es hat gar manches Weib die Hosen auch genommen
Gar manchem tapfern Mann . . . .

Dazu gibt sie Beispiele aus dem Altertum, aus der Bibel, aus Tasso. — Es folgt nach diesem Dialog ein neues Kapitel oder ein neuer Gesang, wenn man will (S. 266): „Was noch Preiswürdiges im 1683. Jahr in Ungarn mit den strengen Martiswaffen von dero gesamten christlichen Armee verrichtet ist worden."

Daß mit der Feder ich mich wieder dahin wende,
Allwo ich kurz vorher genommen hab ein Ende,
Wird freilich wohl jetzund gebühren eben mir,
Daß zu den Waffen ich mich wende wieder hier
Und alles kurz erzähl, was Tapfers ist geschehen,
Als das christliche Volk in Ungarn tate gehen.

Aber nach der Eroberung von Gran bezieht man Winterquartiere. Der Dichter fügt eine Lobrede auf den Freiherrn von Ochsenstein ein, den berühmten Ingenieur und Kriegsmann. der sich freuet (S. 275),

Wann Taratantara in vollem Felde geht
Und dann der tolle Feind in blanken Waffen steht.
Der ganze Musenchor, der liebet trefflich ihn,
Weil jederzeit er lebt nach derer Herz und Sinn.
Darum gebührt ihm Lob. Auf, auf, Apollons Söhne,
Beehret diesen Held mit hohem Lobgetöne
Und das um so viel mehr, weil er aus eurer Schar
Und längsten schon gekrönt mit Daphnen grünem Haar.

Ein neuer Gesang (S. 276) hat den langen Titel: „Wie sich die ottomanische Port wegen des Feldzugs, den sie nicht allein wider das Röm. große Adlerhaus von Oesterreich und dessen zugehörigen Erbländern das 1684. Jahr leisten wollte, sondern auch wider die ganze Christenheit ein gar viel stärker und größere Macht, als die vorige jemalens gewesen ist, auf den Fuß zu bringen und darmit die Christenheit wie mit einer seereichen Flut und ungestümen Donnerwetter zu überschwemmen und mit größter Furi zu überfallen sich beratschlagete."

Nichts Beständiges kann auf dieser ganzen Erden
Von dem Anfang der Welt bisher gefunden werden.
Die größten Reiche sind samt ihrem Gut und Geld
Großer Veränderung ergeben in der Welt;
Sonderlich, die allein auf ihre Waffen bauen
Und auf ihr große Macht, und ihnen auch getrauen,
Durch Waffen und Gewehr die Gränz zu machen weit
Und schätzen die Gewalt mehr als Gerechtigkeit.
Freilich ein solches Reich kann letztlich nicht bestehen,
Es muß deswegen wohl einmal zugrunde gehen.
Das hochbetagte Rom hat dieses auch erfahren
Schon vor sehr langer Zeit, vor sehr viel hundert Jahren.
Das große Glückesrad, das hat sich umgewendet,
Derer Gewalt und Macht hat letzlich sich geendet,
Sie ward vom Gipfel hoch selbst der Glückseligkeit
Herunter weit gestürzt gar in die Dienstbarkeit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es kann nicht anders sein: der Höchste laßt geschehen
Das Gute und das Bös, er tut sehr lang zusehen . . .
Wann schon vollendet ist das abgelaufne Ziel,
So muß geschehen auch des Allerhöchsten Will'.
Solche Veränderung hat freilich zu erwarten
Das ottomannisch Reich, das auf dergleichen Arten
Bisher geherrschet hat, und diesem Kaisertum
Kann es geschehen wohl wie dem gedachten Rom.
Es weiß es gar zu gut, daß es vor Wienn hat müssen
Ein große Menge Volk und Sachen viel einbüßen,
Und ist deswegen auch bestürzet trefflich sehr,
Der große Sultan selbst, samt seinem Kriegesheer,
Er laßt die Wochen wohl zweimal zusammenkommen
Den ganzen Kriegesrat, wie man schon hat vernommen,
Und halt deswegen Rat, wie man Anstellung mach',
Daß alles geh vonstatt nur wegen dieser Sach'.

Eine Episode erzählt, wie der Vater des jetzigen Sultans Mahomet, der Sultan Ibrahim, ein grauenhaftes Ende durch eine Palastrevolution gefunden hat, auch infolge eines ungerechten Krieges; er wurde mit 30 Kebsweibern stranguliert. Sultan Mahomet fürchtet ähnliches; er befragt darüber den Mufti um Rat, wo er wohl sicher sei. Dieser antwortet, der Sultan sei sicher, wenn er stets bei der Armee bleibe und Konstantinopel vermeide (S. 282):

Wo du gekrönet bist, ist es ja der Gebrauch,
Daß man dich Sultan kann da strangulieren auch.

Er gibt den Rat, die Janitscharen gut zu halten; Konstantinopel sei auch deswegen gefährlich, weil es dreimal mehr Christen als Türken hat. Auch seien 150.000 türkische Witwen sehr erbittert über den Verlust ihrer umgekommenen Männer. Zudem sei zu fürchten, daß die Muscowitter, Persianer, die Ritter von Malta und die Venetianer diese Gelegenheit benutzen (S. 287).

Der Mufti meinte zwar: daß dies die beste Sache
Für die Inwohner wär, daß man anstell' und mache
Jetzt Freudenfeste viel in dem türkischen Reich
Und überred das Volk im ganzen Reich zugleich,
Daß hier und dorte Sieg man jetzund hätt erhalten
Wider die Christenheit, man hätte dergestalten
In vielen Kriegen schon dies eben auch getan,
Wann sie sich von Anfang nicht ließen gar wohl an.

Aber der Sultan glaubt, daß dies nichts helfen werde; die Niederlage sei zu offenbar gewesen. Nun rät der Mufti zu Frömmigkeit und erzählt üble Beispiele vom Gegenteil. Der Sultan will den Großvezier Kara strangulieren lassen; dies wird, meint er, auf das Heer gut wirken (S. 305):

Sie werden jederzeit bei ihnen auch gedenken,
Lieber den Kopf dem Feind als einem Strick zu schenken,
Weil vor dem Feinde man ja trüge auch darvon
Viel bessers Lob und Ehr und Reputation . . . . .
Ein jeder Soldat auch der bildet ihm so ein:
Daß der neu Großvezier glückseliger würd sein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Mufti ist aber dafür, ihn leben zu lassen, weil man keinen bessern Nachfolger habe. Das ärgert den Ali Bassa, der nach dieser Stelle strebt (S. 310). Nun kommt eine große Ratsversammlung:

Nach diesem mußt der Rat zusammen wieder kommen,
Daß wegen des Feldzugs die Sach ward vorgenommen.
Der Sultan Mahomet ist murrisch sehr gewesen,
Weil er gedachte an die Sachen auserlesen,
Die das vergangne Jahr zu Wienn geblieben sind;
Sein Herze ward von Zorn und lauter Grimm entzindt.
Er schwur dem Mahomet . . .
. . . Er hat gedonnert eben
Mit Worten hart und stark, und drohte noch beineben
Ihnen auch mit dem Strick, wann sie nicht dergestalt
Den großen Schaden ihm ersetzen wurden bald.
Der Bassa von Zigeth, der mußte zu ihm kommen,
Man hat dort ein Mannshaut herfür auch gleich genommen
Und ihm gezeiget stracks, gefraget auch darbei,
Ob er dieselbe kenn und auch von wem sie sei.
Der gute Bassa gleich auch freilich tät erschrecken,
Er schwitzte kalten Schweiß: die Red es tät erwecken.
Der Sultan sprach zu ihm: „Hast du hier diese Haut,
Die von dem Vater dein herkommt, jetzt recht beschaut?
Man wegen seiner hat gar billig hier befunden,
Daß er lebendig auch damalen ward geschunden,
Daß er nur zu Oeseck[1]) durch sein Unachtsamkeit
Die lange Brucken ließ abbrennen allbereit.
Dir soll es eben auch wie deinem Vater gehen,
Wird von dem Feinde nur der Brucken Schad geschehen."
Als das Zornswetter bei dem Sultan nachgelassen
Etwas hat in dem Rat, zwar nicht gar allermaßen,
Hat man gefraget ihn, wie stark der Sultan wollt,
Daß die Armee jetzund für dieses Jahr sein sollt.

Der Sultan verlangt 800.000 Mann. Der Großvezier ist dagegen, eine solche Menge würde nur einander hindern. Aber der Sultan verlangt, daß der Großvezier Wien, die Kaiserstadt, trotz allem erobere (S. 315). Des Sultans Unmenschlichkeit wird geschildert, dem die Jagdhunde lieber seien als die Menschen (S. 322); die Menschen ließe er erfrieren, seinen Hunden gebe er Pelze. Der Großvezier wirft die Schuld auf den König aus Frankreich, der ihn vor Wien gelockt und dann „über den Tölpel geworfen hat" (S. 323).

Man hat hernach im Rat auch dieses vorgenommen,
Daß in den Grenzen man der Feindschaft kunnt vorkommen.
Aus der Moscau den Zar der Sultan förchte sehr,
Den Persianer auch und viel Herrschaften mehr.
Die Untertanen sein in Griechenland auch eben,
Sie dörfften ein Aufruhr im Reiche wohl anheben.

Es gab nämlich bei den Griechen eine Prophezeiung, das Kaisertum werde einem Volk im gelben Haar zufallen, worunter man die „Muscowiter" verstehen wollte (S. 326). Durch einen Einfall der Tartaren sollten die Polen abgeschreckt werden und so weiter. Aber gerade dies geht ganz anders aus (S. 333):

[1]) Essegg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darauf Cossacken sind dem Türken eingefallen,
Dem tartarischen Chan auch eben gleich damalen.
Weil nun der Großvezier so unglückselig war,
Daß er kein Widerstand dem Feinde kunnt sogar
In ihrem Lande tun, so hat das Volk stracks wollen,
Daß strangulieren hat den Großvezier man sollen.
Letzhin es auch geschah, daß er bekam zum Lohn
Ein Seidenstrick am Hals: das hatte er darvon.

Nach diesem politischen Kapitel folgt das letzte (S. 334 bis 376): „Was sich ferner wegen des strengen Martis Waffen, sowohl bei der ottomannischen Port, als bei dem Römischen großen Adlershaus bis gegen End des 1684sten Jahrs Denkwürdiges ereignete und zutruge." Es beginnt:

Wie sich der Sultan hat bishero beratschlaget
Mit den Bedienten sein und sie darbei gefraget . . .
Dies alles haben wir zur Gnüge jetzt erfahren . . .
Doch meiner Feder wird gebühren auch jetzund,
Zu kehren erstlich sich allhier zu diesen Sachen,
Womit man wieder tut die Adlerstadt festmachen.

Wien wird wieder befestigt; den ganzen Winter arbeitet man daran, dazu werden Bauern aus Mähren und Böhmerland gebraucht. Besonders die „Insel" der Leopoldstadt wird zur stärksten Festung wohl auf der ganzen Erden gemacht (S. 336). Die Verwüstung des Landes ist bald wieder gutgemacht, obwohl man im Herbst keinen Ackerbau trieb:

Doch mit Verwunderung hat man jetzund gesehen,
Wie schön die Felder hin und wieder täten stehen
Von Weizen und von Korn, und zwar auf solche Weis,
Als wann man alles hätt gebauet an mit Fleiß.
Wo die Weingärten sonst hier waren auserlesen,
Alldorten ist jetzund vorhanden viel gewesen.
Die Türken haben hier und dorten auf der Erden
Futter sehr viel damal geworfen für den Pferden,
Teils auch wohl so verstreut; das ist gegangen auf,
Als weggeschlagen ward hier der türkische Hauf.
Obschon die Türken viel auch hatten weggenommen
Den armen Leuten vor, so ist dennoch jetzt kommen
Wieder ein Nutzen groß; denn selten ist ein Schad,
Wie man im Sprichwort sagt, der nicht ein Nutzen hat.
Die Bauren lang hernach auch viel gefunden haben,
Das in die Erden tief der Feind hier hatt vergraben.

Mancher glückliche Finder wurde dann freilich von seinem Mitbürger betrogen; aber Gott sieht und richtet alle:

Wer liebt Gerechtigkeit und auch die Billigkeit,
Der liebet Gott; Er selbst ist die Gerechtigkeit.

Der Dichter trägt noch den Preis eines fremden Mitkämpfers nach: Bonaventura Gisgone aus Karthago, eines Nachkommen des Hannibal und Hasdrubal (S. 338 f.). Vicegrad wird erobert mit dem Schloß Plünderburg, wo die ungarische Krone sonst aufbewahrt wurde. Dann rückt man gegen Pest. Der fromme Kapuziner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Marcus von Aviano) hilft auch dabei. Waitzen wird bekämpft und erstürmt. Vor Ofen wird die Hauptfahne der Türken erobert und dann nach Wien gebracht, wo sie bei St. Stephan aufgerichtet wird. Der Churfürst Max von Bayern kommt am 28. August 1684 „hier zu Wienn" durch, um sich zum Heer vor Ofen zu begeben, zum Schrecken der Türken, die durch seinen Angriff die Stadt Wien als ihre fast sichere Beute einbüßten. Denn der Großvezier

. . . . anstatt der schönen Krone,
Die er verhoffte stets von dem römischen Throne,
Hat er bekommen jetzt der Eselsohren zwei,
Anstatt des Zepters auch den Bettelstab darbei.

Das haben die fünf Helden getan: der Kaiser, der König der Polacken, der aus Bayerland, von Sachsen der Churfürst und Karl von Lotharingen. Der Dichter fährt (S. 358) also fort:

Mit meiner Feder will ich jetzt auf Ofen schreiten,
Welches gewesen ist ein schöner Ort vorzeiten.
Sie hat ein schönes Schloß, das lieget ziemlich hoch
Und hat den Namen von den König Aba noch,
Der sie erbauet hat und hat das Schloß gezieret
Mit einem schönen Saal; auf Römisch aufgeführet
Hat er denselben auch, und noch darbei viel Gäng
Und schöne Gärten auch und was noch mehr Gepräng
Genennet werden kann, ist auf dem Schloß gewesen.

In die Geschichte der Belagerung wird (S. 368 f.) das Lob des Freiherrn von Abele eingelegt, des Generalkommissars und Geheimen Rats, den Kaiser Leopold von Wien ins Lager schickt, um die Belagerung zu überwachen. Sehr poetisch wird die Erscheinung eines singenden Jünglings und einer Klagelieder singenden Jungfrau auf den Wällen von Ofen beschrieben (S. 370 f.):

Ob dieses ein Gespenst hat oder Mensch sein müssen,
Kunnte aus unserm Volk damalen keiner wissen.

Hier fällt der junge Herzog von Sachsen-Eisenach, auch ein Fürst von Hohenzollern und mancher junge Kavalier, so ein junger Graf von Harrach. Sterbend küßt er dem Herzog von Lothringen die Hand (S. 374):

So wollte dennoch hier ein Zeichen allbereit
Hinter sich lassen er wegen Gehorsamkeit.
Doch gab er auch hierdurch dem Herzog zu verstehen,
Daß alsobald sein Marsch damalen werd angehen
Nach einer andern Stadt, nach einem andern Reich,
Allwo man lebet stets in Fried und Freud zugleich,
Wo man nicht schießet mehr mit Stucken und Kartaunen,
Wo anstatt der Trompet man höret die Posaunen
Erschallen mächtig schön, allwo auch Einigkeit
Und Freude ist zugleich in alle Ewigkeit.

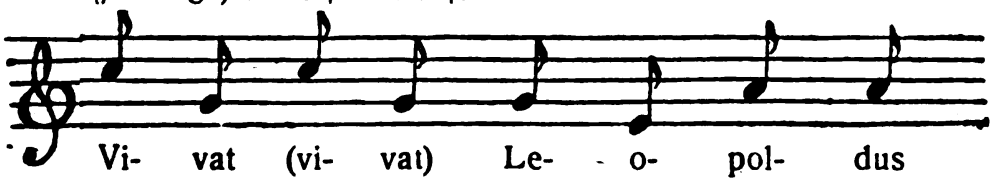
Auch ein Graf Kopp fällt, ein Graf Fürstenberg aber:

Der Rittersruhm und Preis, der bleibet in der Welt,
Den ihm erworben hat der Ritter in dem Feld,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gott gebe allen die ewige Ruh und Freud,
Die bisher blieben sind im Fechten und im Streit.
Daß ferner alles geh nach Wünschen so von statten
Dem großen Leopold und allen Potentaten
Der werten Christenheit, das wünschen alle wir,
O großer Gott, jetzund inbrünstig ja von Dir.
O höchste Majestät, gib Glück christlichen Waffen,
Daß der Erzbluthund nichts kann richten aus und schaffen
Wider die Christenheit mit Waffen und Gewöhr!
O dreieiniger Gott, uns dieser Bitt erhör!
Doch wollen stellen heim wir alles deinem Willen,
Dann du wirst alles schon nach unserm Wunsch erfüllen.
Du wirst beistehen selbst der Stadt, dem Land und Reich,
Du wirst uns geben auch in Waffen Sieg zugleich."

Damit endet das ganze Gedicht. Eine Schlußvignette zeigt den mit der Kaiserkrone (der heutigen österreichischen Krone Rudolfs II.) gekrönten Doppeladler; davor drei kleine Engelchen, das eine spielt die Geige, das andere die Kniegeige, zwischen ihnen steht der dritte Engel, dirigierend mit einer Notenrolle, in der Linken ein Notenblatt; darauf steht „Vivat Leopoldus" und darüber eine schwer leserliche Notenzeile. Ich deute sie etwa so:



Offenbar der Anfang einer damals gebräuchlichen „Volkshymne".

Das Gedicht ist jedenfalls als Geschichtsquelle wertvoll, da es von einem persönlich an den Ereignissen Beteiligten ausgeht, wenn er auch gewiß die damals aufgeschriebenen und zum Teil gedruckten Diarien, Journale, Summarien, Relationen benützt haben wird, so besonders das Diarium des Hofkriegsrats v. Vaelckeren, das schon 1683 im Druck erschien (Dr. Max Vancsa im 4. Band der Geschichte der Stadt Wien, herausgegeben vom Altertumsverein zu Wien, S. 76). Am wertvollsten ist es als Dokument der Stimmung der Zeit. Ein Epos nach den Regeln der Antike und der Renaissance, auch nach der Weise des Mittelalters ist es nicht; man darf das Werk nicht mit solchem vergleichen. Es stellt sich am nächsten zu jenen Ehrengedichten und Zeitungsgedichten der Herolde, der Pritschenmeister seit der Meistersingerzeit, deren Zweck es war, dem Volk die Zeitgeschichte zu vermitteln und hohe adelige und patrizische Gönner zu rühmen. Diese beiden Zwecke sieht man ganz deutlich bei unserm Feige vereinigt. Er legt in seine „Relation" zahlreiche Lobsprüche an hohe Herren ein, und wenn man bedenkt, daß er für das dem Wiener Stadtrate gewidmete Werk als Anerkennung 45 Gulden erhielt (Kabdebo, A. D. B. 6, 60), so kann man den großen Gewinn, den er auf gleiche Weise von allen andern belobten Fürsten und Herrn eingeheimst hat, etwa berechnen. Das ist aber, wenn man sich der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Praxis der Minnesingerzeit erinnert, durchaus nichts Unwürdiges. Es galt das damals für vornehmer, als sich vom Verleger bezahlen zu lassen. All das gibt dem Gedicht etwas Frisches, Volkstümliches. Feige war, wenn er auch auf die Regeln des Aristoteles zum Glück nichts gab, doch ein ganzer Dichter, wenn den Dichter die Begeisterung, der Schwung, die Ergriffenheit, die Natürlichkeit und Echtheit der Empfindung macht. Dies poetische Kennzeichen fehlt gerade im ersten Teil kaum irgendwo. Daher die Frische, die Anklänge an das Volkslied und Soldatenlied, die trotz des Alexandriners derbe, volkstümliche Sprache, wozu auch der damals volkstümliche Gebrauch barocker Mythologismen gehört. Da seine beste Kunst Natur ist, erlahmt sie in den Türkenszenen des zweiten Teils, wo ihm die Anschauung und persönliche Ergriffenheit manchmal fehlt. Die Versifikation ist der Zeit angemessen, wenn auch manchmal allzu viele Füllworte stören. Der Reim ist ziemlich rein. Die Satzfügung natürlich, wenn man die verwahrloste Interpunktion des Druckes berichtigt. Das Werk verdient jedenfalls eine linguistische Behandlung.

Feige hat Großes gewollt, aber doch in beschränkten Bahnen; das war von Vorteil. Seinem W i l l e n entsprach die poetische E m p f i n d u n g. Am meisten fehlte ihm aber der künstlerische V e r s t a n d, der Geschmack, die Anordnung, das Maß, die Kritik. Die haben wir heute dafür im Uebermaß. Wenn wir uns daher entschließen wollten, die 11.908 Verse etwa auf das Viertel oder Fünftel zusammenzustreichen, so würde, meines Bedünkens, ein ganz lesbares Büchlein entstehen, das uns lebendiger als etwas anderes in diese österreichische Heldenzeit einführen könnte, vor allem in die S t i m m u n g der Zeit, und das an der Seite eines Abraham a Sancta Clara sich sehen lassen könnte als dessen Ergänzung, als eine erfrischende Stimme aus der großen Zeit des Kaisers Leopold I.

Wir können heute um so befriedigter auf jene Heldenzeiten zurücksehen, da sich der damalige Gegner nun als treuer und zuverlässiger Freund bewiesen hat, als der ritterliche „Kavalier des Orients", wie ihn allzeit die deutsche Literatur, seit Wolfram von Eschenbach und Abraham a Sancta Clara, anerkannt hat. Die Heldentaten von 1529 und 1683 gereichen beiden Teilen zur Ehre und sind Vorspiele jenes „Zentralbundes der Mittelmächte", von dem wohl die weitere historische Entwicklung ausgehen wird.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nietzsches „Ecce homo".

Von k. u. k. Hof- und Burgpfarrer Dr. Ernst Seydl.

Ende Oktober 1888 kündigte Nietzsche seiner Schwester an, daß er einen Rückblick auf sein Leben schreibe, der aber nichts sei für „deutsches Hornvieh". Am 4. November ist das Werk vollendet, und Nietzsche ist darüber hochbeglückt. Er teilt nun in verschiedenen Briefen mit, was er mit seinem „Ecce homo" bezweckt. Er wollte auf sich aufmerksam machen, er wollte Erstaunen ohnegleichen hervorrufen, er wollte über sich „ein wenig Licht und Schrecken" verbreiten. Er habe nun, so schreibt er, mit einem Zynismus, der welthistorisch werden wird, sich selbst erzählt und zugleich „ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten" vollbracht. Seine Biographie sollte als „feuerspeiende Vorrede" auf sein Werk „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte" hinweisen. „Ecce homo" ist das letzte Geisteserzeugnis Nietzsches vor Ausbruch der Krankheit (an der Jahreswende von 1888 auf 1889). Es wurde noch 1888 mit der Drucklegung begonnen, diese aber durch Professor Overbeck nach Nietzsches Erkrankung sistiert. Erst 1908 erschien eine von Raoul Richter besorgte Liebhaberausgabe im Leipziger Insel-Verlag. 1911 wurde „Ecce homo" in die Gesamtausgabe der Werke Nietzsches (XV. Band) aufgenommen, in der Taschenausgabe füllt es die S. 257 bis 387 des XI. Bandes[1]).

Sehr selbstbewußt beginnt gleich das Vorwort: „In Voraussicht, daß ich über kurzem mit der schwersten Forderung an die Menschheit herantreten muß, die je an sie gestellt wurde, scheint es mir unerläßlich, zu sagen, wer ich bin." Im ersten Kapitel „Warum ich so weise bin" klärt er uns über die Quelle seiner Weisheit auf. Sie ist zunächst in dem Umstand zu suchen, daß er zugleich Verfall und Aufstieg in sich vereint. Seine Krankheit machte ihn im Denken klar und kühn. Seine Krankheit war für ihn ein Stimulans zum Leben, und aus seinem Willen zum Leben erwuchs seine Philosophie. Diese doppelte Reihe von Erfahrungen (niederbrechendes und aufblühendes Leben), diese Zugänglichkeit zu anscheinend getrennten Welten wiederholt sich in Nietzsches Wesen auch in anderer Hinsicht: er ist zwar ein Deutscher — der letzte antipolitische Deutsche —, aber seine Vorfahren

[1]) Auf diese Ausgabe beziehen sich die folgenden Seitenangaben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waren polnische Edelleute. Er versteht die Menschen richtig zu behandeln: „Ich zähme jeden Bär, ich mache die Hanswürste noch sittsam", und doch will er von Nächstenliebe nichts wissen und rechnet die Ueberwindung des Mitleids ausdrücklich unter die vornehmen Tugenden. Zu diesen gehört auch, inmitten der modernen Verzärtelung, die Grobheit. Sie ist besser als Schweigen und Hinunterschlucken, denn das verdirbt den Magen. Als Lebensregel muß gelten: sich nicht verstimmen lassen; zumal dem Kranken ist russischer Fatalismus, eine Art Wille zum Winterschlaf, das Nichtreagieren zu empfehlen (270 ff.). Aber anderseits ist Nietzsche kriegerisch, aggressiv. Seine Kriegspraxis faßt er in vier Punkte zusammen: er greift nur Sachen an, die siegreich sind; er kämpft nur, wenn er ohne Bundesgenossen allein dasteht; er greift nie Personen, sondern nur Sachen an (also z. B. nicht eigentlich David Strauß, sondern die von ihm vertretene deutsche „Bildung"); er greift nur dort an, wo für ihn jede persönliche Differenz, jede schlimme Erfahrung fehlt. Von Nietzsche angegriffen zu werden, ist Ehre und Auszeichnung. Ein besonderer Zug seiner Natur ist sein Reinlichkeitssinn, der ihn mit Ekel am Menschen, am „Gesindel", zu erfüllen droht (280 ff.).

Nachdem uns Nietzsche darüber belehrt hat, warum er so weise sei, klärt er uns auch über die Ursachen seiner Klugheit auf: „Warum ich so klug bin". Weil er nicht über Fragen nachgedacht hat, die keine sind, z. B. über Gott und Jenseits. Er war Atheist aus Instinkt. Dagegen hat er viel nachgedacht über die richtige Ernährung: „Wie hast gerade du dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von moralinfreier Tugend zu kommen?" Der deutsche Geist kommt von schlechter Verdauung her; wieviel hat die deutsche Küche auf dem Gewissen! Die beste Küche ist die Piemonts. Der Alkohol ist Nietzsches Feind, in München leben seine Antipoden. Kaffee verdüstert. Das Sitzen macht dumm. Man soll keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und bei freier Bewegung. Eingeweideträgheit genügt vollständig, um aus einem Genie etwas Mittelmäßiges, etwas „Deutsches" zu machen. Das Genie braucht rapiden Stoffwechsel und darum trockene Luft und einen reinen Himmel (285 ff.). Nietzsches Klugheit zeigt sich in der Wahl, die er bezüglich Ernährung, Klima und Aufenthaltsort getroffen, sie zeigt sich auch in der Wahl seiner Erholung. In der Lektüre griff er fast immer wieder zu denselben Büchern, vor allem zu französischen. Er schätzt eine Reihe von älteren Franzosen, aber er lobt auch neuere: Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, Guy de Maupassant, Stendhal und den „ehrlichen Atheisten" Prosper Mérimée. Den höchsten Begriff vom Lyriker hat ihm Heine gegeben. Mit Byron fühlt er sich verwandt. Instinktiv fühlt er heraus, daß Lord Bacon der Urheber der Shakespeareschen Dramen ist. Zu seinen Erholungen rechnet Nietzsche den Verkehr mit Wagner, in dem er das „Ausland" verehrte, als Gegensatz, als leibhaften Protest gegen alle „deutschen Tu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genden". Der Triſtan iſt Wagners höchſtes Werk. Nietzſche liebt ſüdliche Muſik: „Ich werde nie zulaſſen, daß ein Deutſcher wiſſen könne, was Muſik iſt." Gegen zu viel Lektüre verhält ſich Nietzſche ablehnend, er lächelt über die Gelehrten, die ſo viel leſen, daß ſie zuletzt ganz und gar das Vermögen verlieren, von ſich aus zu denken, die ihre ganze Kraft im Ja- und Neinſagen, in der Kritik von bereits Gedachtem abgeben (292 ff.). — Die Frage, wie man wird, was man iſt (ſie bildet den Untertitel von „Ecce homo"), beantwortet Nietzſche dahin, daß man vor allem nicht im entfernteſten ahnen darf, was man iſt, daß man eigentlich unbewußt ſeiner Aufgabe entgegenreifen muß. So ging es ihm ſelbſt, er ahnte nicht, was in ihm wächſt, und alle ſeine Fähigkeiten ſprangen in letzter Vollkommenheit eines Tages hervor (303 ff.). Man hat über die ſcheinbar kleinen Dinge, von denen hier Nietzſche redet, Ernährung, Wohnort, Erholung, bisher zu wenig nachgedacht, und doch ſind ſie wichtiger als die „Lügen", über die man ſich bisher den Kopf zerbrochen. Unter dieſen Lügen verſteht Nietzſche die religiöſen Begriffe, die ſeiner Meinung nach aus Rachſucht geboren das Leben verleumden und nur den Mißratenen und unheilbar Kranken Troſt gewähren. Nietzſche fühlt ſich als Herold der geſunden Inſtinkte: „Ich bin ſelbſt in Zeiten ſchwerer Krankheit nicht krankhaft geworden; umſonſt, daß man in meinem Weſen einen Zug von Fanatismus ſucht." Seine Formel für die Größe am Menſchen iſt der amor fati: „daß man nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Notwendige nicht bloß ertragen, noch weniger verhehlen, ſondern es lieben" (306 ff.).

„Warum ich ſo gute Bücher ſchreibe", betitelt ſich der folgende Abſchnitt. Nietzſche iſt überzeugt, daß heute noch niemand ſeine Bücher verſtehe, da ſie von Erlebniſſen reden, von denen kaum jemand eine Erfahrung hat, zumal in Deutſchland, „Europas Flachland". „Deutſch" und „dumm" ſetzt er in Parallele. Er fühlt ſich als „Antieſel" und als „Antichriſt" zugleich. Er findet, daß es keine ſtolzere und zugleich raffiniertere Art von Büchern gibt, als die ſeinen. Er weiß, daß er ein Meiſter des Stils iſt, und rühmt ſich deſſen in übertriebener Weiſe. Er ſagt von ſich, daß er ein Pſychologe ſei, der nicht ſeinesgleichen hat, zumal der erſte Pſychologe des Ewig-Weiblichen: Das Weib hat Kinder nötig; die emanzipierte Frau iſt das mißratene, gebäruntüchtige Weib. Die Verachtung des geſchlechtlichen Lebens bezeichnet Nietzſche als „die eigentliche Sünde wider den heiligen Geiſt des Lebens". Er hält ſich für „das Genie des Herzens", für den Seelendeuter, von deſſen Berührung jeder reicher fortgeht . . . (309 ff.).

Nunmehr geht er an die Beleuchtung ſeiner einzelnen Schriften. „Die Geburt der Tragödie" will zeigen, daß die Griechen keine Peſſimiſten waren, daß ſie den Peſſimismus überwanden, ſie will das dionyſiſche Phänomen als die eine Wurzel der griechiſchen Kunſt aufweiſen, ſie ſtellt die ſokratiſche „Vernünftigkeit" um jeden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Preis als lebenuntergrabende Gewalt dar, sie übergeht mit tiefem feindseligen Schweigen das Christentum. Schon damals, erklärt Nietzsche, hätte er den Gegensatz zwischen entartendem, gegen das Leben sich kehrendem Racheinstinkt (Christentum) und der freudigen Lebensbejahung erkannt, die auch zum Leiden und selbst zur Schuld ohne Vorbehalt ihr Ja sagt. Diese dionysische Lebensauffassung ist also zugleich eine tragische. Nicht im Sinne des Aristoteles, denn nicht darum handelt es sich hier, sich von einem gefährlichen Affekt durch eine vehemente Entladung zu reinigen, sondern darum, über Schrecken und Mitleiden hinaus, in der ewigen Lust des Werdens aufzugehen, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schließt. In der Lehre von der „ewigen Wiederkunft des Gleichen" ist die tragische Weisheit ausgesprochen. Setzt sie sich durch, so beginnt das tragische Zeitalter. Wenn Nietzsche in der „Geburt der Tragödie" für Wagner eintrat, so belehrt er uns nun am Ende seines Schaffens, daß er mit Wagner sich selbst meinte: „was ich bin, projizierte ich auf irgend eine zufällige Realität" (321 ff.).

Die vier „Unzeitgemäßen Betrachtungen" sind durchaus kriegerisch. Die erste (David Strauß, 1873) galt der deutschen „Bildung", die zweite (Historie, 1874) bringt das Lebenvergiftende in unserer Art des Wissenschaftsbetriebs ans Licht und geißelt den „historischen Sinn" als Krankheit und Verfallssymptom. Die dritte (Schopenhauer, 1874) und vierte (Wagner, 1876) geben Fingerzeige zu einer höheren Kultur, dabei sind als Vorbilder Schopenhauer und Wagner genannt, Nietzsche selbst aber gemeint. In der ersten hat Nietzsche den „Verfasser des Bierbank-Evangeliums vom alten und neuen Glauben", Strauß, als „Bildungsphilister" lächerlich gemacht und so seinen Eintritt in die Gesellschaft mit einem Duell eingeleitet. Der Gegner war „der erste deutsche Freigeist", Nietzsche selbst aber ein noch größerer Freigeist, der erste Immoralist. Von den zwei letzten „Unzeitgemäßen" behauptet Nietzsche, wie schon erwähnt wurde, daß sie im Grunde bloß von ihm selbst reden: „Die Schrift Wagner in Bayreuth ist eine Vision meiner Zukunft; dagegen ist in Schopenhauer als Erzieher meine innerste Geschichte, mein Werden eingeschrieben. Vor allem mein Gelöbnis!" (328 ff.).

„Menschliches Allzumenschliches" (1876 bis 1879) will sagen: „Wo ihr ideale Dinge seht, sehe ich — Menschliches, ach nur Allzumenschliches." Ein Ideal nach dem andern wird hier aufs Eis gelegt und erfriert. Nietzsche hatte sich von Wagner abgewendet, der unter die Deutschen geraten war: „Wäre er doch wenigstens unter die Säue gefahren!" Wagner war ein Opiat für die Hinsiechenden; von ihnen schied Nietzsche, der krank wurde, um zu genesen, halbblind, um vom Lesen erlöst zu sein und um nunmehr selbst zu denken. Wagners Parsifaltext und Nietzsches Allzumenschliches kreuzten sich als Postsendungen: „Klang es nicht, als ob sich Degen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kreuzten?" Eine Abhängigkeit dieses Werkes von Paul Rées Gedanken stellt Nietzsche in Abrede (333 ff.).

Sein Feldzug gegen die Moral beginnt mit der „Morgenröte" (1880 f.). Dieses Buch predigt Vorsicht gegen alles, was bisher unter dem Namen Moral in Ehren stand. Die Morgenröte eines neuen Weltentags leuchtet erst, wenn man von allen Moralwerten losgekommen ist, wenn man Vertrauen gewonnen hat zu allem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist. Nietzsche will zeigen, daß die landläufigen Moralansichten dem entarteten Instinkt entsprungen sind, daß sie aus der Schwäche stammen und daß sie im Priester ihren Anwalt haben, der das Entartende konserviert, um die Menschheit zu beherrschen: er konstruiert zu diesem Zwecke aus der Verachtung des Leibes „das Heil der Seele" (341 ff.).

„Die fröhliche Wissenschaft" (1880 f.), deren Titel an den provenzalischen Begriff der gaya scienza erinnert, in dem sich die Einheit von Sänger, Ritter und Freigeist ausspricht, tanzt (zumal im Lied „Auf den Mistral") über die Moral hinweg (344 f.).

Länger hält sich Nietzsche bei seinem „Buch für alle und keinen: Also sprach Zarathustra" (1883 ff.) auf, dessen Entstehungsgeschichte er uns erzählt. Der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, diese höchste Formel der Bejahung, hat den ersten Anstoß zu diesem Werke gegeben, bei dessen Abfassung sich Nietzsche inspiriert wähnte, als bloßes Medium übermächtiger Gewalten fühlte. Er ist von seiner Leistung aufs höchste befriedigt: „Es gibt keine Weisheit, keine Seelenerforschung, keine Kunst zu reden vor Zarathustra .... in einer unendlichen Ferne liegt alles das, was bisher groß am Menschen hieß, unter ihm ... Man höre, wie Zarathustra vor Sonnenaufgang (III, 18) mit sich redet: ein solches smaragdenes Glück, eine solche goldene Zärtlichkeit hatte noch keine Zunge vor mir." Und von seinem „Nachtlied" sagt er: „Dergleichen ist nie gedichtet, nie gefühlt, nie gelitten worden: so leidet ein Gott, ein Dionysos" (345 ff.).

Nachdem Nietzsche die Lebensbejahung zum allesbeherrschenden Grundsatz erhoben hat, geht er in „Jenseits von Gut und Böse" (1885 f.) an die Umwertung der bisherigen Werte, an eine Kritik der modernen Wissenschaften, der modernen Künste, selbst der modernen Politik und gibt Winke zu einem Gegensatztypus jasagender Art, der über die berühmte „Objektivität", über den „historischen Sinn", über die „Wissenschaftlichkeit", über das „Mitgefühl mit allem Leidenden", kurz über alle Dinge, auf welche seine Zeit stolz ist, hinwegschreitet, um einer „Philosophie der Zukunft" entgegenzugehen (362 f.).

In der Streitschrift „Genealogie der Moral" (1887) will er nachweisen, daß das Christentum einem Aufstand gegen die Herrschaft der vornehmen Werte seine Entstehung verdankt; daß das Gewissen nichts anderes ist, als der Instinkt der Grausamkeit, der sich rückwärts wendet, nachdem er nicht mehr nach außen hin sich entladen kann; und daß das asketische Priesterideal

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deshalb eine so ungeheure Macht besitzt, weil ihm (bis auf „Zarathustra") ein Gegenideal fehlte (364 f.).

Die „Götzendämmerung" (1888) will sagen, daß es zu Ende geht mit den alten Idealen, der alten Wahrheit. Dazu mußte aber Nietzsche kommen, denn niemand vor ihm wußte den rechten Weg: „Erst von mir an gibt es wieder Hoffnungen, Aufgaben, vorzuschreibende Wege der Kultur." Nach Beendigung der Götzendämmerung griff er die ungeheure Aufgabe der Umwertung an: „in einem souveränen Gefühl von Stolz, dem nichts gleichkommt, jedem Augenblick meiner Unsterblichkeit gewiß und Zeichen für Zeichen mit der Sicherheit eines Schicksals in eherne Tafeln grabend" (365 ff.).

„Der Fall Wagner" (1888) gibt Nietzsche Anlaß über den deutschen Geschmack und das Deutschtum überhaupt loszuziehen: „Alle großen Kulturverbrechen von vier Jahrhunderten haben die Deutschen auf dem Gewissen." Sie haben durch die Reformation die Renaissance vernichtet. Leibniz und Kant sind die zwei größten Hemmschuhe der intellektuellen Rechtschaffenheit Europas. Mit ihren „Freiheitskriegen" haben die Deutschen Europa um den Sinn, „um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleons" gebracht. Sie haben die kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es gibt, den Nationalismus auf dem Gewissen. Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer sind „unbewußte" Falschmünzer. Nietzsche, „der erste rechtschaffene Geist in der Geschichte des Geistes" und der erste Psychologe, lehnt jede Gemeinschaft mit den Deutschen ab, deren sogenannte „Tiefe" eigentlich Instinktunsauberkeit ist: „man will über sich nicht im klaren sein." Nietzsche setzt seinen Ehrgeiz darein, als „Verächter der Deutschen par excellence" zu gelten: „Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind, aber das ist der Superlativ der Gemeinheit, — sie schämen sich nicht einmal, bloß Deutsche zu sein" ... Daß dieses Volk Nietzsche nicht verstand, daß ein Ausländer, Brandes in Kopenhagen, erst auf seine Bedeutung hinweisen mußte, kann kein Staunen erregen (368 ff.).

Der letzte Abschnitt des „Ecce homo" trägt die Aufschrift: „Warum ich ein Schicksal bin." Nietzsche fühlt sich als Verhängnis, als Schicksal, weil er die Menschheit vor die Entscheidung stellt, entweder noch länger in der alten Lüge zu verharren oder der von ihm gepredigten Umwertung aller Werte zuzustimmen. Er nennt sich den ersten Immoralisten, er nennt sich Zarathustra. Zarathustra schuf die Moral und seine Lehre bestimmte die Wahrhaftigkeit als erste Tugend. Aus Wahrhaftigkeit nun die Moral zu überwinden, das ist Nietzsches Aufgabe. Er ist Immoralist, weil er den Typus Mensch verneint, der bisher als der höchste galt, die Guten, die vor allem Furchtbaren zurückschreckend Altruisten sind. Alle Menschen gut machen, das „hieße die Menschheit kastrieren und auf eine armselige Chineserei herunterbringen". Und dies hat man versucht durch die christliche Moral. Sie schuf Herdentiere, die vor dem Ausnahme-Menschen als vor einem „Bösen" zurückscheuen (376 ff.).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nietzsche verwirft die christliche Moral, er fühlt sie „unter sich", er hat sie als „das Verbrechen am Leben" durchschaut, als „Widernatur". Ihre Vertreter, die Lehrer und Führer der Menschheit, die Priester und Theologen, waren insgesamt Dekadente, lebensmüde Lebensfeinde, die sich am Leben rächen, es verleumden, entwerten wollten. Sie erfanden den Begriff „Gott" als Gegensatzbegriff zum Leben. „In ihm ist alles Schädliche, Vergiftende, Verleumderische, die ganze Todfeindschaft gegen das Leben in eine entsetzliche Einheit gebracht!" Sie erfanden das „Jenseits", um das Diesseits, die einzige Welt, die es gibt, zu entwerten. Sie erfanden die „Seele", um den Leib zu entrechten. Sie erfanden die „Sünde", um gegen die gesunden Regungen der Instinkte mißtrauisch zu machen. Sie lobten die „Selbstverleugnung" und nahmen sich alles Mißratenen, zum Untergang Bestimmten in „Mitleid" an. Sie haben „ein Ideal aus dem Widerspruch gegen den stolzen und wohlgeratenen, gegen den jasagenden, gegen den zukunftsgewissen, zukunftverbürgenden Menschen gemacht". Das ist das Verbrechen, das die christliche Moral vollbracht. „Ecrasez l'infâme!" So ruft Nietzsche zum Schluß aus und erklärt mit dem kurzen Wort: „Dionysos gegen den Gekreuzigten" die Grundtendenz seines Lebenswerkes (382 ff.).

Nietzsche will uns in seinem „Ecce homo" eine Charakteristik seiner eigenen Persönlichkeit, eine Beurteilung seines literarischen Schaffens und seine Meinung über die weltbewegende Bedeutung seines Lebenswerkes geben. Er weiß, daß er krank, daß er selbst eigentlich ein Dekadent ist; darin sieht er aber den Vorteil, daß er eine feine Witterung für alle Verfallserscheinungen hat. Von solchen sieht er sich nun ringsum umgeben: die ganze moderne Kultur ist innerlich krank. Nietzsche will sie aus dem Niedergang herausreißen, indem er sie an den höchsten Wert erinnert, der ihm selbst in der Krankheit aufgegangen ist, den man aber nicht bloß vergessen, sondern geradezu zu einem Unwert gestempelt hat. Dieser höchste Wert ist das Leben. Er hat sich daran geklammert, er hat es zu lieben begonnen, als es ihm zu entschwinden drohte. Aus seiner Krankheit erhob sich in schärfster Reaktion gegen sie sein Wille zum Leben, und diese persönliche Erfahrung baute er zu einer Philosophie des Willens zum Leben, des Willens zur Macht aus. Er hatte den Grundgedanken dieser Philosophie schon ahnend vorweggenommen, als er in der „Geburt der Tragödie" behauptete, die Griechen hätten den Pessimismus überwunden, als sie durch die Tragödie gelernt, zum Leben und zum Leid ihr Ja zu sprechen. Die einheitliche und tiefe Kultur, die sie, von dieser Grundstimmung getragen, sich erwarben, fehlt der Gegenwart, an deren Idealen Nietzsche scharfe Kritik übt. Der schärfsten Kritik aber unterzieht er die Moral, die ihm als lebenverneinend und eben deshalb als das Grundübel erscheint, an dem die Menschheit krankt. Durch die christliche Moral, die des Schwachen sich liebevoll annimmt und alle rücksichtslose Selbstherrlichkeit verurteilt, ist nach Nietzsche alles, was aus der Schwäche stammt, geheiligt, alles auf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strebende Leben verleumdet worden. Die Wertungen der Knechte verdrängten die Wertungen der Herren. Nun gilt es diese verfälschten Werte wieder umzuwerten: das Böse gut zu nennen und das, was bisher gut genannt wurde, als schlecht und knechtisch zu verachten. Es gilt der christlichen Moral den Vernichtungskampf anzusagen: Ecrasez l'infâme! Dionysos, der Gott der Lebensbejahung, soll siegen über den Gekreuzigten, Nietzsches Gedanken über das Christentum. Nicht fürder soll Christus den Wendepunkt der Weltgeschichte bezeichnen, nicht sein Geburtsjahr soll die Zeitenscheide bilden, Nietzsche ist es, „der die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke bricht: man lebt vor ihm, man lebt nach ihm (385).

Ein hochgespanntes, ein überspanntes Selbstgefühl spricht aus dem „Ecce homo". Der blutüberströmte Mann der Leiden, dem das Wort des Pilatus „Ecce homo" galt, ist durch Leiden zum Sieg, durch Not und Tod zur Auferstehung und Verklärung gelangt. Er war der Todesüberwinder und seine Auferstehung war höchste „Lebensbejahung" und für uns Unterpfand ewigen Lebens. In blasphemischer Weise stellt sich ihm Nietzsche gegenüber, der zusammenbrechende Paralytiker, und sagt auf sich hinweisend „Ecce homo", und sein Wort hat einen ungewollt wahren Sinn: Obwohl er Uebermensch zu sein wähnte, war er doch nur ein Mensch, und zwar ein durch und durch kranker Mensch. Nichts kann darüber hinwegtäuschen, weder sein blendender Stil, noch seine psychologischen Selbstzerfaserungen, noch die Versicherung, eigentlich der Gesündeste zu sein. Die maßlose Eitelkeit, mit der er seine Werke rühmt, der wahnwitzige Hochmut, mit dem er sich in den Mittelpunkt der Weltgeschichte rückt, der antireligiöse Fanatismus, der ihn durchglüht, all das weist darauf hin, das der Tag nicht ferne ist, wo der himmelstürmende Titan in Geistesnacht versinken wird. Und er versank gar bald in sie. Die christliche Moral aber, von der Nietzsche nur ein Zerrbild zeichnet, die nicht nur Demut predigt, sondern auch Mut, die Selbstüberwindung predigt und eben dadurch das Leben erhält und erhöht, steht in ungebrochener Kraft da.

Man hat von ausländischer Seite den Deutschen den Vorwurf gemacht, sie führten in dem furchtbaren Weltkrieg das durch, was Nietzsche gelehrt. Sie müßten fürwahr das „Hornvieh" sein, für das sie Nietzsche erklärt, wenn sie sich gerade ihn zum Lehrer und Meister erwählt hätten, ihn, der sie so verachtet, so geschmäht hat, ihn, der wußte, wo er am ehesten Anklang finden wird, als er an seinen Verleger schrieb: „Ich verhandle aber wegen einer französischen und englischen Uebersetzung (des ‚Ecce homo'), die zu gleicher Zeit erscheinen müßten . . . ."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Österreicher Ottokar Kernstock.

Von Prof. Dr. Oswald Floeck.

In jener Münchener Zeitschrift, die heute internationalen Rang beanspruchen darf, wie die Stadt der Kunst, aus der sie stammt, in den „Fliegenden Blättern", die allwöchentlich in Wort und Bild, in gebundener und ungebundener Form, in Skizze und Holzschnitt allen Freunden echten deutschen Humors die nun einmal zu einem vollen Menschendasein unentbehrliche und köstliche Tugend des herzbefreienden Lachens in Erinnerung bringen, in den „Fliegenden" also ist Ottokar Kernstock, gleich anderen Dichtern (wie Scheffel, Wilhelm Busch und Heinrich Seidel), mit seinem poetischen Erstling hervorgetreten; seither sind rund 38 Jahre, also ein volles Menschenalter verflossen; seine Gedichtbände, fünf an der Zahl, sind erst allmählich und nach und nach, seit 1901, ans Licht getreten.

In diesen Ausführungen sollen die Richtungslinien seiner poetischen Produktion gekennzeichnet, soll aus der reichen Fülle seiner Dichtungen die Summe seiner Existenz gezogen, ein Gesamtbild seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart entworfen und die Stellung, die ihm unter den deutschen Dichtern gebührt, festgelegt werden.

Der Satz, worauf die moderne literaturgeschichtliche Forschung beruht, ist das Motto, das Goethe seinen Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnis des Westöstlichen Diwans vorangestellt hat: „Wer den Dichter will verstehen, Muß in Dichters Lande gehen." Dieses oft zitierte Goethesche Wort wollen wir aber nicht bloß auf die geographische, nationale und folkloristische Seite eingeschränkt wissen, wir wollen es erweitern und auch auf die geistige Umwelt, die Gedankenwelt des Dichters ausdehnen, die ihm zur wahren zweiten Heimat geworden ist.

Wie bei der Beurteilung anderer Dichter, fallen auch bei unserem Meister Kernstock Stammesart und Abstammung, Heimat und Familie gar sehr ins Gewicht. Der Dichter selbst hat in der Vorrede zu den gesammelten Aufsätzen „Aus der Festenburg" auf den bemerkenswerten Umstand hingewiesen, daß seine Ahnherren „schon vor mehr denn vier Säculis der ehrsamen Zunft der Hammermeister und Waffenschmiede angehörig" seien, und zu dessen Erhärtung sich auf alte Chroniken und Grabdenkmäler berufen können. In einem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

poetischen Willkommgruß rühmt er sich der Stadt Steyr in Oberösterreich als des Sitzes seiner Väter, seines wahren Heims. Schmiede, die die Werkzeuge des Friedens, Pflugschar und Sense, bereiteten, Hammermeister, die blanke Waffen und scharfe Klingen für den Kampf schmiedeten, waren seine Ahnen, stolze Stadtgeschlechter und Bürger von Altsteyr, jenes so lieblich am Zusammenflusse zweier großer Alpenströme gelegenen industrie- und gewerbefleißigen, rührigen Städtchens, dessen landschaftlichen Zauber und geschichtliche Tradition unsere große epische Künstlerin Enrika von Handel-Mazzetti in prächtigen, man möchte sagen: heroischen Epopöen besungen hat; freiheitliche, selbstbewußte Städter, die nicht nur mit Klugheit und regem Bürgersinn das gemeine Wohl der geliebten Vaterstadt betreuten, sondern auch mit selbstlosem Eifer ihrer Ämter walteten, zu denen das Vertrauen ihrer Mitbürger sie berufen, und selbst vor dem Kaiser ihr gutes Recht und die Wohlfahrt der Patrioten mit Mannesmut vertraten. Echte Bürgertugend und patriotischer Sinn, aber auch eine gewisse grobschlächtige Art, wie sie untrennbar ist von dem, der ohne Umschweife die Wahrheit sagt und nicht mit Worten und Mannesrede feilscht, endlich das „Plaisir am Waffenhandwerk", die frisch-fromm-fröhliche altgermanische Lust, mit dem Gegner einen „ehrlichen Span" auszufechten und seine Hiebe mutig zu parieren, sind vom Steyrer Ahnengeschlecht auf seinen Sproß im Mönchsgewand übergegangen.

Des gleichen Ansehens wie das Stadtgeschlecht der Kernstock in Steyr erfreute sich jener Zweig dieser Sippe, der sich in der alten gutdeutschen Stadt Prachatitz im südlichen Böhmen niedergelassen hatte. Hier stand die Wiege des Vaters unseres Dichters, dessen Beamtenlaufbahn im Dienste der österreichischen Finanzverwaltung ihn über Prag in die grüne Steiermark geleitete. Aus einem braven Bürgerhause der von Rebengeländen umkränzten südsteirischen Stadt Marburg a. d. Drau, die stark und treu die deutsche, von slawischen Machtgelüsten umbrandete Scholle hütet, holte sich Vater Johann Kernstock, ein würdiger Vertreter des allzeit kaisertreuen und opferbereiten altösterreichischen Beamtentums, seine Braut, Maria Bindlechner, die Mutter unseres Dichters, der dem glücklichen Ehebunde als Erstgeborener am 25. Juli 1848 entsproß, dem denkwürdigen Tage von Custozza, da der greise, schlachtenberühmte Feldmarschall Radetzky die piemontesischen Truppen des Königs Karl Albert von Sardinien aufs Haupt schlug. Die wildesten Fluten des Sturmjahres 1848 waren eben entfesselt und gleichzeitig loderten im Süden, Osten und Norden, in Italien, Ungarn und Böhmen, die Brandfackeln auf und wurden in den Riesenbau des altehrwürdigen Habsburgerreiches geschleudert, um die alte Monarchie in Trümmer zu legen; selbst ihr Herz, die Metropole, fieberte in der Glut revolutionärer Leidenschaften; so waren es denn wahrlich keine Friedensschalmeien, die dem neuen Weltbürger in Marburg um die Ohren klangen. Zwei nachgeborene Geschwister vollendeten den kleinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kreis der bescheidenen Beamtenfamilie, die Mitte der Fünfzigerjahre nach Graz verzog, wo Otto den Elementarunterricht genoß und alsdann in das von den Admonter Benediktinern geleitete Gymnasium aufrückte, das er im Kriegsjahre 1866 mit dem Absolutorium verließ. So war wiederum in einem entscheidenden Wendepunkte seines Lebens die Kriegsfurie losgelassen.

Irdische Schätze brachte Kernstock vom Elternhause nicht ins Leben mit, dafür aber anderen, köstlicheren und unvergänglichen Besitz: vor allem einen aufgeschlossenen Sinn und ein heiteres Gemüt; jenen geschult durch die frische Erzählungsgabe des Vaters und seine eifrige Lektüre in dessen Bibliothek, die zumeist aus den deutschen Klassikern bestand. Seine frühzeitig erwachte Vorliebe für die deutsche Dichtung, seine poetische Veranlagung, seine schon auf der Mittelschule im deutschen Aufsatze hervorstechende stilistische Gewandtheit und Begabung, sein lebhafter Formensinn, der auch sein Zeichentalent förderte, waren günstige, bereits im Elternhause verständnisvoll gepflegte Vorbedingungen für die dichterischen Erfolge der Zukunft. Die Heiterkeit seines Gemütes, seine unverwüstliche Frohnatur, sein immerdar junges und mit der Jugend fühlendes Herz sind gleichfalls väterliches Erbgut. Der Dichter selbst gestand in späterer Zeit, daß die Traditionen der fahrenden Scholaren in den heiteren Schilderungen des Vaters aus dem eigenen bewegten Studentenleben voll lustiger Aventüren und froher Wanderfahrten fortlebten, daß diese Erzählungen des Vaters auf die Entwicklung seines poetischen Talentes zweifellos großen Einfluß geübt hätten. In seiner Dichtung „Lichtbild" gedenkt der Dichter mit rührender Pietät und voll Dankbarkeit des kostbarsten Juwels im Elternhause, der treuen Mutter, die in edler Selbstvergessenheit und Hingabe den Kindern nicht bloß ihre reiche Liebe geschenkt, sondern sie auch die Liebe gelehrt hat, jene Liebe, die das wahre Glück der Kinder aufbaut und gegen alle Stürme und Wandlungen der Zeiten feit.

Wie diese reichen Keime, die die treubesorgten Eltern Kernstocks in das empfängliche Herz und Gemüt des Kindes und Jünglings gepflanzt haben, in herrlicher Blüte aufgingen und köstliche Früchte zeitigten, sagen uns heute zahllose seiner schönsten Dichtungen, worin er, dem idealen Zuge seines Wesens folgend, mit unverzagtem und unbeirrbarem Optimismus in die Zukunft schaut und auf die Jugend vertraut, worin er, der Unbeweibte und trotzdem voll echten Familiensinnes, in köstlichen Stücken seiner Hauspoesie den Zauber und das Glück des deutschen Hauses und Herdes preist. Man kann sagen: im trauten Heim, im stillen Glück und harmonischen Frieden seines Elternhauses, in den unvergeßlichen Erinnerungen an die schönen Jugend- und Heimatjahre wurzelt seine liebenswürdige Poesie voll des tiefsten Mitgefühls und Verständnisses für die Wonnen und Wehen der irdischen Wanderschaft, für die Freuden und Nöte des Menschenherzens, seine echte Menschlichkeit im Denken und Handeln, Fühlen und Dichten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Zeit seiner Lehrjahre und seiner inneren, seelischen und geistigen Reife umfaßt das folgende Jahrzehnt. Dem Studium der Rechtswissenschaft an der Grazer Hochschule folgte nach Jahresfrist, wider Erwarten, sein Eintritt in das Chorherrenstift Vorau in der nordöstlichen Steiermark. „Was mich zu diesem Schritte bewog," äußert sich der Dichter selbst, „soll und muß für immer verschwiegen bleiben." Wir wollen uns auch heute nicht in müßigen Vermutungen über die Beweggründe seiner Hinwendung zum geistlichen Stande ergehen; sicherlich gab eine ernste Angelegenheit den Anstoß dazu, in deren gerechten Würdigung wir, auch ohne sie zu kennen, dem Idealismus des Dichters unsere Achtung nicht versagen werden, zumal dieser auch für den Aufstieg auf der Stufenleiter weltlicher Ehren und Würden hervorragende geistige und sittliche Werte mitgebracht hätte.

Während der Zeit seiner theologischen Ausbildung erhielt der junge Stiftskleriker — nunmehr Ottokar geheißen — durch den damaligen Direktor am steiermärkischen Landesarchiv in Graz, Josef von Zahn, in der Urkundenlehre und Paläographie gediegenen Unterricht, der ihn nach seiner Ordination im Jahre 1871 befähigte, die Verwaltung der stattlichen Stiftsbibliothek und der kostbaren Handschriftensammlung zu übernehmen, eine Tätigkeit, die ihn auch, nach der kurzen Unterbrechung im Jahre 1874, wo er die beschwerliche Gebirgspfarre Waldbach als Kaplan pastorieren half, mehrere Jahre hindurch fesselte. Bei der Sichtung und Ordnung der Schätze des stiftlichen Archivs, während der mehrjährigen Verwaltung der Klosterbibliothek, legte Kernstock, der für diese Aufgaben mit der nötigen Sach- und Fachkenntnis, aber auch mit sichtlicher Liebe zu diesen pergamentenen und papierenen Zeugen und Überresten einer großen Vergangenheit ausgerüstet war und alltäglich Neues hinzuzulernen Gelegenheit hatte, den Grund zu seinem ausgedehnten Wissen, das er in der Folgezeit in verschiedenen literarischen und historischen Fachzeitschriften betätigte; ein Wissen, das sich nicht nur auf die Hausgeschichte des 1163 gegründeten Stiftes und seine reichen Inkunabel- und Handschriftensammlungen erstreckte, sondern auch Kultur- und Kirchengeschichte, Germanistik und Altertumskunde, Literatur- und Kunstgeschichte in gleich gründlicher Weise umfaßte. Diese wissenschaftlichen Arbeiten waren für den Dichter, der besonders tief in die Kulturwelt und in den Geist vergangener Jahrhunderte eindrang, keineswegs belanglos. Von nachhaltiger Wirkung blieben insbesondere die mit dichterischem Ahnungsvermögen geschauten und wiederbelebten Zeiten mittelalterlichen Lebens und Denkens, so daß wir jene Erzeugnisse seiner Muse, die der Kulturpoet später in so reicher Fülle, echtem Farbenton und in umständlichster Klarheit schuf, geradezu als inneres Erlebnis ansprechen müssen. Nur einmal hat sich Kernstock darin versucht, auch in poetischer Prosa den Reichtum seiner historischen und literarischen Kenntnisse flüssig zu machen, und zwar geschieht dies in der meisterhaften Leistung schildernder Poesie, in der autobiographischen Novelle: „Die Memoiren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines Folianten", die zuerst im Jahrgang 1878 des „Deutschen Hausschatzes" erschien. In dieser rührenden Ich-Erzählung der merkwürdigen Schicksale des alten Klosterfolianten aus dem 13. Jahrhundert, von der Zeit seiner Entstehung bis auf unsere Tage, reichen sich Paläographie und Poesie geschwisterlich die Hand.

Die Zeit vom Oktober 1877, seinem eigentlichen Eintritt in die Seelsorge, und zwar zuerst in St. Lorenzen am Wechsel, dann von 1883 bis 1887 in Dechantskirchen, endlich die zwei Benefiziatenjahre in Reinberg bis zum Jahre 1889, wo seine Berufung auf die Pfarre Festenburg erfolgte, mag man als des Dichters Wanderjahre bezeichnen. Auch sie sind angefüllt mit mannigfachen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, aber auch mit herben Erfahrungen und schmerzlichen Verlusten. In diese Zeit fällt auch der Frühling seines poetischen Kunstschaffens, die im Jahre 1878 zum erstenmal ans Licht trat. Sein poetischer Erstling, eine humorvolle Erzählung der heitereen und schlimmen Erlebnisse eines obersteirischen Dorfkaplans auf einer Almwanderung, war bezeichnenderweise in mittelhochdeutschen Versen verfaßt und erschien in den Münchner „Fliegenden Blättern"; seither zählt Kernstock zum Stabe der Mitarbeiter dieser Zeitschrift; er selber hat den 25. Jahrestag seiner Zugehörigkeit in einem poetischen Gruße gefeiert und darin jener derben Fastnachtsfeier in St. Lorenzen gedacht, deren häßlichen Eindruck sich der feinfühlige Poet, der Welt des Schönen und Idealen zugewandt, durch jene humoristische Dichtung von der Seele schrieb. Mit einem Gedicht in mittelhochdeutschen Versen als bisher noch unbekannter Dichter vor den Leserkreis einer modernen Zeitschrift zu treten, war entschieden ein Wagnis, dessen sich nur der unterfangen konnte, der sich sowohl der Beherrschung des Sprachcharakters als auch der völligen Durchdringung der mittelalterlichen Gefühls- und Anschauungsweise unbedingt sicher war. Beides müssen wir unserem Meister Ottokar zubilligen. Daß es sich ihm dabei nicht um einen bloßen Versuch oder gar um eine poetische Tändelei handelte und daß sein poetischer Erstling in mittelhochdeutschen Versen auch beim Publikum Anklang gefunden hatte, ergibt sich daraus, daß er gleich im nächsten Jahre mit der „maere Willehalm in vier aventiuren", ebenfalls in mittelhochdeutschen Versen, auf den Plan trat, ja daß er nach der langen Unterbrechung von 14 Jahren seinen poetischen Reigen in den „Fliegenden" wiederum mit einer mittelhochdeutschen Dichtung, diesmal einem Senemaere, eröffnete, einer humoristischen Darstellung von Liebesschmerz und Heilung eines Klosterbruders, nach der Chronik von Heisterbach, derselben Quelle, der der Dichter Wolfgang Müller von Königswinter die bekannte Legende vom skeptischen Grübler entlehnt hat. Ich habe an anderer Stelle*) ausführlich gezeigt, daß trotz der unbestritten tüchtigen Leistung, die in Kernstocks mittelhochdeutschen Dichtungen vorliegt, diesen, am Gesamtgehalt

*) Der Sänger auf der Festenburg. Graz, 1915. S. 40 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Poesie gemessen, doch nur ein untergeordneter Rang zukommen kann, eine Annahme, die vermutlich der Dichter selber teilt, da er in weiser Zurückhaltung und Beschränkung nur eine kleine Auswahl aus seinen mittelhochdeutschen Dichtungen der Veröffentlichung in seinen Gedichtsammlungen für würdig erachtet hat. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten während dieser Zeit wollen wir die Charakterdarstellung: „Der Aushalter", die Kernstock für das Feuilleton der „Oststeirischen Zeitung" (1882) auf Grund eigener Anschauung und seelsorgerischen Tätigkeit verfaßte, nicht unerwähnt lassen, da sie in ihrer Geschlossenheit und Rundung dartut, daß unser Dichter auch für die Belletristik eine unleugbare Begabung mitbringt. Die Wanderjahre boten ihm auch mannigfache Gelegenheit, der neueren Literatur näherzutreten und seinen kunstrichterlichen Scharfsinn zu schulen, eine Tätigkeit, die Kernstock auch in Festenburg bis auf unsere Tage fortsetzt. Von seiner Belesenheit, seinem sicheren Urteil und seiner umfassenden Kenntnis der klassischen und modernen Literatur gibt der Dichter nicht nur in mündlichen Unterhaltungen, sondern auch in jenem starken Sammelbande Zeugnis, der unter dem Titel „Aus der Festenburg" im Jahre 1911 der Presse übergeben wurde.

Wie Goethes Gartenhaus im lieblichen Tale der Ilm zu Weimar, Justinus Kerners gastliches Doktorhaus zu Weinsberg, der Droste-Hülshoff stolzer Ruhesitz in der Meersburg am Bodensee mit den schönsten Hervorbringungen dieser Dichter, so ist die steirische Festenburg, jenes waldumrauschte Bergschloß, hochragend und einsam auf einem der Südabhänge des Wechsel thronend, mit Meister Ottokars Dichtungen unzertrennlich verbunden. Diese wehrhafte Burg in der nordöstlichen Steiermark, die mit ihrem massigen Wartturm, ihren Zinnen und Wällen in stille Hochtäler hinabschaut, war einst im Besitze des Minnesängers Hugo von Montfort und widerhallte von süßen Minneweisen; später umbrauste sie oftmals wilder Waffenlärm und Kampfgetümmel, als die Ungarn des Königs Korvin, die Türken und Kuruzzen ihre Heerzüge und Brandschatzungen tief hinein in steirisches Land ausdehnten; genau vor 300 Jahren ging sie aus den Händen der Freiherren von Saurau in den Besitz des Stiftes Vorau über und wurde durch die Hochherzigkeit des Propstes Philipp Leisl mit einer geräumigen Schloßkirche ausgestattet, deren künstlerische Zier der Vorauer Bürger und Maler Johann Cyriak Hackhofer, ein Schüler oder Schulfreund des Italieners Carlo Maratta, mit kundiger Hand besorgte. Schloß und Herrschaft Festenburg können sich mit Stolz seit 1889 des liederfrohen Sängers und liebenswürdigen Gelehrten Ottokar Kernstock als ihres geistlichen Verwesers rühmen. Kein berühmterer Pfarrherr hat hier seines Hirtenamtes gewaltet als der Vorauer Klostermann, der von hier seine köstlichen Liederbücher: „Aus dem Zwingergärtlein", „Unter der Linde", „Turmschwalben", „Tageweisen" und als letzte Gabe „Schwertlilien aus dem Zwingergärtlein" ausgehen ließ, in jedem von ihnen Zeugnis gebend von seltenen Priester- und Mannestugenden,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von unwandelbarer Treue als der hehrsten Germanentugend, Treue gegen sich selbst, Treue gegen sein Volk und gegen sein Werk. Die frischen, herzerfreuenden Blumen, die der liebevolle Gärtner mit eigener Hand im schmalen Burggärtlein gezogen, sie sind zum Symbole geworden jener herrlichen, gemütverklärenden Weisen, die die liederfrohe und „wehrhaft Nachtigall" auf Festenburg weit in das steirische und österreichische Land hinein verklingen ließ. Die Blütenträume, zu Nutz und Schutz des heißgeliebten Heimatbodens, die der edle Sänger im Schatten der breitästigen Linde vor dem Schloßtor in einsamer Rast gewiegt, sie sind, vom heilsamen Duft des deutschen Lieblingsbaumes genährt, in Liedesform in die Welt hinaus geflattert. Die Turmschwalben, die am liebsten um das alte Gemäuer verschollener Ahnenzeit schwärmen und mit schmetternden Weisen erwecken, was da in stumpfer Trägheit verliegen will, sie haben als schnelle Boten die Liedergrüße des Festenburgers hinausgetragen und überall, wo Deutsche wohnen, ein herzliches Willkommen gefunden. Die hellstimmigen Tageweisen, womit vor alters die Wächter von den Zinnen der deutschen Burgen den neuen Tag begrüßten, die Ritter vor Unheil und Fährde warnten und sie zu Pflicht und Ehre mahnten, sie sind als Feierklänge des Herolds der Freiheit, Ehre und Minne über Täler und Höhen in Geist und Herz der Deutschen gedrungen. Die Schwertlilien, unter den duftigen Frühlingskindern des blumenreichen Zwingergärtleins nicht die letzte Zier, sind im Drange der heißen Schlachten und des blutigen Völkerringens der Gegenwart ans Licht getreten.

Goethe sagt einmal: „Die Kunst läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum." Wollen wir mit Kernstocks künstlerischer Eigenart näher vertraut werden, so ist auch ihr gegenüber ein gewisses Maß von Enthusiasmus und Begeisterung unerläßlich, ferner, wie überhaupt aller Verskunst gegenüber, eine gewisse Ruhe und Hingebung des behaglichen Genießenwollens, eine Kunst, in der unsere Altvordern Meister waren, während wir Modernen im Hasten und Drängen des nervenpeitschenden Alltags das Organ für den Genuß eines Gedichtes oder Liedes fast völlig verloren haben; das ist auch der Grund, warum Dichter und Gedichte in unserer Zeit verhältnismäßig wenig Anklang finden, warum man deren Wertschätzung bloß verliebten Backfischen und jugendlichen, unreifen Schwärmern fast ganz überlassen zu müssen glaubt. Endlich benötigen wir, um des Klangreichtums und der Sprachmelodie eines echten Lyrikers wie Kernstock bewußt zu werden, ein feines Gehör. Unter diesen Voraussetzungen mögen wir zuversichtlich an die Wertung der poetischen Kunst unseres Meisters herantreten und deren Ideengehalt, die Plastik der Bilder und Vergleiche, den unbeschreiblichen Stimmungszauber, die Sprachgewalt und zugleich liebliche Wortmusik seiner Lyrik gebührend einzuschätzen imstande sein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einer der besten deutschen Lyriker, Theodor Storm, hat die Aufgabe der Poesie mit folgenden Worten umschrieben: „Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden, so will ich in der Poesie, womöglich, alles Drei zugleich .... Der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat." Mag Kernstock nun zu uns als Kulturpoet, als Balladendichter, als Natur- und Liebeslyriker oder als national-patriotischer Sänger sprechen, in jedem Falle finden wir, wie er „Lieb' und Glauben mit in die Form gegossen", wie er nicht nur selber von tiefer idealer Liebe zu allem, was sich sonnt im Licht, erfüllt und von glühender Begeisterung für das Große, Gute und Schöne durchdrungen ist, sondern es auch versteht, „der dunkeln Gefühle Gewalt zu wecken", uns zu ergreifen, zu rühren, zu erheben und unser Gemüt zum Streben nach dem Ideal zu begeistern.

Ein besonderes Ruhmesblatt seiner Dichtung, eine poetische Gattung, worin Meister Ottokar seine eigene Note hat, bilden jene Kinder seiner Muse, worin er mit stofflicher Benützung der altgermanischen und nordischen Heldensage, der nationalen Epopöen der Nibelungen und der Gudrun und der mittelalterlichen Spielmannsepen vermittels seiner bis zur künstlerischen Intuition gesteigerten Vorstellungskraft das reiche Kulturleben des deutschen Mittelalters der Blütezeit vor unseren Augen wieder erstehen läßt. In diesen Liedern preist er im Geiste Uhlands und Scheffels die Heldentaten ritterlicher Degen und reisiger Recken, er verherrlicht darin die Ahnentugenden germanischer Vorzeit, Treue und Tapferkeit, Kühnheit und Heldenmut, er hält Minnenot und Minneglück, Liebeslust und Sehnsuchtsschmerz, treue Liebe bis übers Grab hinaus und den Fluch der Untreue in ergreifenden poetischen Bildern fest, er besingt die Daseinsfreude und Sangeslust unserer Altvordern in köstlichen Versen, ja er läßt die erlauchte Schar der unsterblichen Sänger der Vorzeit, die Hartmann und Gottfried, die Walther und Wolfram und dazu noch die ganze übrige sangeslustige und melodienreiche Schar der Minnesänger und höfischen Dichter vor unseren Augen erscheinen, teils ihre Herkunft und Abstammung, wie die Walthers von der Vogelweide, teils die Entstehung ihrer großen Dichtungen, wie Gottfrieds Tristan, legendarisch ausschmückend, teils Charakter und Tonart ihrer Lieder, wie die der fränkischen Nachtigall Otto von Botenlaube, Ulrichs von Liechtenstein, des Kürnbergers oder Hartmanns, nachschaffend, wobei unser Dichter in seltsamer Begabung künstlerischer Nachempfindung und musikalischer Reizbarkeit den fremden Ton und die charakteristische Klangfarbe in seinen Liedern neu schafft, so daß sie uns nach Situation und Färbung, in Bildern und Vergleichen als malerisches Gegenstück, in Sprachbe-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

handlung und Wortwahl, Rhythmus und Melodik als musikalisches Echo erscheinen.

Wenn wir seine Kulturpoesie noch weiter verfolgen, so finden wir dieselbe Echtheit in Ton und Färbung, dieselbe Fülle in der Situationsschilderung und Gestaltenzeichnung, denselben Stimmungszauber, dieselbe herzbezwingende Gewalt in jenen Gedichten, in welchen er, den geänderten öffentlichen und gesellschaftlichen Zuständen Rechnung tragend, das mählich verglimmende Abendrot des scheidenden Mittelalters und das schimmernde Morgenrot einer neuen Zeit- und Weltepoche vor unseren Augen enthüllt. Dieser Kreis von Dichtungen führt uns in die Zeit von der Mitte des 14. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo neben der noch immer gern gehörten Kunst des Meister Spielmanns, des berufsmäßigen Sängers und Erzählers alter Mären, lustiger Aventüren und historischer Ereignisse das Volkslied aufkommt und blüht. Alles, was sich im deutschen Volk an poetischer Begabung und Sangeslust erhalten hat, das lebt fort in diesen Liedern der wandernden Jugend, der Studenten und Landsknechte, der Soldaten und Jäger, der Reuter und landstörzenden Vaganten. Teils leise archaisierend, teils wirklich im Sprachstande des 15. und 16. Jahrhunderts, mit gründlicher Beherrschung der Sitten und Gepflogenheiten einzelner Stände, so z. B. der Weidmannsbräuche und Trinksitten, ja sogar bis auf die seltenen Ausdrücke, die heute iur mehr dem Kulturhistoriker und Fachgelehrten geläufig sind, also treu im Kleide dieser Epoche des Übergangs von den strengen Formen höfischer Zucht zu der Unbändigkeit und dem Übermute fahrender Scholaren, der Derbheit deutscher Landsknechte, dem Frohsinn tapferer Zecher, weiß Kernstock diese Zeiten wieder zu beleben und dem Gelehrten und Ungelehrten, dem Gebildeten und Laien ein erschöpfendes Bild hinzuzaubern. Er zeigt, wie auch in dieser von der heutigen Kulturhöhe so fernab liegenden, vielgeschmähten Zeit deutsche Tugend und Frömmigkeit, deutsche Treue und Wahrhaftigkeit in Ehren gehalten wurden; er zeigt, wie echt deutsche Sinnesart und Gemütstiefe, Humor und Jugendlust, Geselligkeit und Redlichkeit selbst in diesen anscheinend so gemütsrohen und sittlich verwilderten Zeiten in deutschen Herzen und Landen eine wahre Heimstatt hatten. Seine gemütliche Behandlung legendarischer Stoffe, worin er uns, nach dem Vorbild alter deutscher Volkslieder, einen Blick in den himmlischen Haushalt Gottes tun läßt, erinnert an die unvergleichlichen Schwänke von Hans Sachs mit ihrer innigen und naiven Glaubensfreude. Wer so tief in das Herz des eigenen Volkes geblickt hat, wer den Seelenadel des deutschen Wesens nicht nur unter den blinkenden Harnischen deutscher Ritter, unter den Samt- und Prunkgewändern hoher Frauen, sondern auch unter dem zerfransten Flausch des fahrenden Schülers, unter dem verschlissenen Kamisol des Landsknechts und unter dem zerfetzten Mantel des Landstörzers erkennt und schätzt, der mag wohl würdig sein, die unverfälschten Töne des echten deutschen Volksliedes auf seiner Leier zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

finden. Und so kann denn auch Meister Ottokar den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als hochmoderner Dichter den zauberhaften Ton des echten Volksliedes neu entdeckt und aus eigener Kraft wieder zu Ehren gebracht zu haben. Schon um dieser Volkslieder willen gebührt ihm ein unvergänglicher Platz in der Geschichte der deutschen Dichtung.

Aber unser heimischer Künstler hat noch andere Farben auf seiner Palette; da sind zunächst seine Balladen, worin er nicht nur im Geiste, sondern auch nach der Art, ja sogar in der Strophenform Uhlands erzählende Stoffe älterer und neuerer Zeit behandelt, wie in den schönen Gedichten: „Hohe Minne", „Minneprobe", „Frau Liutgards Totenmal", „Die Glocken von Dungarvan", „Madonna Lisa" u. a. m., sehr oft frauliche Art und das Thema der Liebe, bald der bräutlichen, bald der ehelichen abwandelnd. Als echter Lyriker kann auch Kernstock diesen ewigen Menschheitspolen, wie Lieben und Hassen, Leben und Sterben, nicht aus dem Wege gehen. Die Liebe gilt ja dem Deutschen nicht nur als ein echt sittliches, sondern zugleich auch fast als ein religiöses Gefühl, wie schon die alten heidnischen Germanen im Weibe etwas Heiliges sahen und daher das Verhältnis der Treue zwischen Gatten und Gattin als hohe sittliche Forderung empfanden. Wenn uns die Dichter in ihren Liebesliedern zu idealen Strebungen zu erheben vermögen, so betrachten wir diese Lieder als Kunstwerke, seien sie auch in der Form noch so einfach, mögen die Worte auch noch so schlicht sein. In der modernen Liebeslyrik hat das Liebesgefühl viel von seiner ursprünglichen Reinheit, sittlichen Schönheit und religiösen Weihe eingebüßt. Die Verfeinerung des modernen Empfindungslebens hat uns Verzärtelung und Schwäche gebracht und folgerichtig herrscht in der modernen Liebeslyrik entweder krankhafte Gefühlsschwärmerei oder berauschende, glutvolle Sinnlichkeit vor oder endlich ein der alten Zeit und dem Volksliede ebenfalls ganz unbekanntes Tändeln mit Liebesgefühlen. Daß sich unser Meister von diesen teils unnatürlichen, teils unsittlichen Entgleisungen strenge fernhält, dafür bürgt uns schon der ideale Gesamtcharakter seiner Persönlichkeit und Dichtung; wir könnten daher füglich jener poetischen Rechtfertigung im „Traumgesicht" entbehren, worin der Dichter den Mönch von Montaudon, den provenzalischen Sänger der Frauenschönheit und -minne, seine Sache gegen unverständige Nörgler führen läßt.

Kernstock, der in seinem stolzen Waldkastell auf einsamer Höh' tagtäglich mit der Natur in trauter Zwiesprache lebt, der das innige Naturgefühl der deutschen Minnesänger und der deutschen Volkslieder mit tausend Zungen preist, kennt den Zauber der vielstimmigen Trösterin, das verjüngende Lebenselixir der großen Mutter Natur mit ihren ewig neuen Reizen aus eigener Erfahrung. Das Naturgefühl spricht sich bei ihm bald gesondert, bald in innigster Verschmelzung mit den Empfindungen des menschlichen Herzens aus, so daß die Natur stimmungerzeugend wirkt. Viele dieser Lieder sind

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geradezu als Heimatpoesie anzusehen, da die Natur darin das heimische Gepräge zeigt, den lieblich sanften Charakter des waldgrünen Wechselgaues, des „Waldheimatbodens". Der deutsche Wald ist sein treuester Freund, sein Kamerad in Glück und Leid, vor ihm hat er kein Geheimnis. In der Einsamkeit des Waldes, im geheimnisvollen Rauschen der uralten Tannenwipfel rückt die Schwere des Erdenlebens von ihm ab, da tritt Arbeit und Sorge des Werkeltages zurück und Feiertagsstimmung überkommt ihn; in solcher Stimmung nennt er den Wald „Tempel Gottes" und „Priester", wer ihn hegt. Die lieblichen Zungen in Busch und Geäst versteht er gar wohl; die Vöglein sind ihm traute, liebwerte Genossen seines stillen Friedens, verständige Teilhaber seines Innenlebens, Boten Gottes und Erzieher der Menschheit zu innigem Gottvertrauen; er will sie daher vor dem schnöden Undank der Welt bewahrt wissen.

Von den Romantikern hat er die Neigung zu märchenhafter Naturbeseelung. Aber nur ganz bevorzugten Sonntagskindern werden die Offenbarungen des geheimnisvollen Lebens und Webens zuteil, das sich unter den dunklen Riesen des Tanns, am grünen verschwiegenen Weiher tief im Waldesgrund, am rauschenden Mühlbach, an der epheuumrankten Waldquelle zwischen Elfen und Sylphen, zwischen Zwergen und Najaden abspielt.

Das wundersame Zauberkräutlein „Bergheil" empfiehlt der Sänger im gleichnamigen Gedicht aus eigener Erfahrung allen denen, die müde vom Erdenlauf, sich nach Frieden und Erquickung sehnen. Auf den freien, lichten Höhen des Wechsels, wohin er so oft von der Festenburg seine Blicke schweifen, seine Gedanken wandern läßt, weilt seine Muse besonders gern; zum traulichen Bergschwalbennest des Almhauses lädt er die Menschen ein, die von der Lebenssorge bedrückten, um ein leichtes Gemüt, — die sorglos in den Tag hineinlebenden, um angemessenen Lebensernst zu finden. Im Preislied „Auf dem Wechsel" erinnert der heimatfrohe Dichter an die wunderbare Fernsicht von dieser nordsteirischen Alpe, die schon der geistliche Humanist des sechzehnten Jahrhunderts, der gelehrte Abt Angelus zu Formbach, in rührenden Versen besungen:

O Angelus, hic angulus
Prae omnibus tibi ridet,
Nam nusquam vidit oculus,
Quod hoc in monte videt.

Einen Zyklus prächtiger Naturgemälde in innigster Verbindung mit lebensvollen Bildern aus dem Alltag der Alpler seiner engeren Heimat bildet der „Winternachtstraum" einer jungen Sennerin. Am ergreifendsten spricht er sich in jenen Versen aus, worin er dem ursächlichen Zusammenhange zwischen den wechselnden Erscheinungen der Natur im Wandel der Gezeiten des Jahres und den ebenso wandelbaren Stimmungen des Menschenherzens nachgeht, wie in dem volksliedartigen „Mägdleins Maienklage" und in jenen sinnvollen Stimmungsepigrammen des „Einsiedlerkalenders", in denen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er die Jahresmonde vor sich vorüberziehen läßt und den wechselnden Eindrücken auf sein eigenes empfindungsvolles Herz poetische Form verleiht.

Was soll ich noch sagen von den köstlichen Perlen seiner religiösen Lyrik, wovon ich bloß auf die ergreifende Schilderung des „Sonntagfriedens" auf der Alm hinweisen will, was von den ergötzlichen Stücken seiner humoristischen Ader, wie z. B. in den Gedichten „Magister amoris", „Der verliebte Drach", „Der weise Abt", „Das Lied von drein frewlein", „Das Lied vom Wechsel" — eine heitere wortspielende Paraphrase des alten lateinischen „delectat variatio"? Wenn ich ferner noch Gedichte erwähne, worin er die Pfeile seiner Satire abschießt auf die Poesie des Überbrettls, auf die Malerei der Impressionisten und anderer Richtungen jüngster Zeit, auf die Geschmacklosigkeiten der Mode, auf die Stubengelehrsamkeit der weltscheuen Philister, auf die Ziererei und Verlogenheit des modernen gesellschaftlichen Lebens, auf die Klügelei vielschreibender Diplomaten usw., so geschieht dies nur, um darzutun, daß unser Steirer Poet auf seinem weltfernen romantischen Felsennest ein ganz moderner Mensch und Dichter ist, der für die brennenden Fragen der Kultur und Überkultur der Gegenwart Interesse bekundet und in seinem gesunden Idealrealismus die unfruchtbaren Erscheinungen und ungesunden Strebungen des modernen Lebens mit heiterem Lächeln ablehnt.

Wir wenden uns nun zu jenem Kranz von Gedichten in Kernstocks Lyrik, der das Herz jedes deutschfühlenden und deutschbewußten Österreichers höher schlagen läßt, zu jenen Dichtungen, die ihm eine wahrhaft vaterländische und soziale Bedeutung geben und worin er seine echt nationaldeutsche Gesinnung in ebenso markigen wie ehrlich begeisterten und entschiedenen Versen ausdrückt. Wie ein Cherub steht dieser geistliche Sänger auf dem Jahrhunderte alten Felsen der deutschen Festenburg und läßt seine Flammenblicke weithin über die herrlichen Gaue seiner deutschen Heimat blitzen; bis zum fernsten Süden und hohen Norden des gemeinsamen Vaterlandes schaut sein geschärftes Dichterauge. Mit jeder Faser seines Herzens liebt er seine deutsche Heimat, die deutsche Scholle, die er in Nord und Süd in schwerer Not erblickt. Finstere, feindliche Mächte sind da und dort geschäftig, zuweilen mit brutaler Gewalt, meistens aber mit klingender Münze und in heimlicher Tücke den Grenzstein des mit deutschem Schweiß und Blut gedüngten Bodens zu verrücken, deutsche Eigenart, deutsches Wesen, deutsche Sprache und Sitte zu verdrängen. Ein getreuer Eckart des deutschen Volkes, ruft unser Dichter allen Feinden der deutschen Sache ein donnerndes Halt! entgegen; die deutschen Volksgenossen aber mahnt er mit hinreißender Begeisterung, die Hände nicht in den Schoß zu legen, sondern alle Kräfte zu gemeinsamer Arbeit und Abwehr gegen den Nationalfeind zusammenzuraffen. Er beschwört die Reichsboten, ja er läßt sein Dichterwort bis an die Stufen des erlauchten Habsburgerthrones selbst hintönen, der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großen geschichtlichen Vergangenheit eingedenk zu sein und das schwer bedrohte Deutschtum in Österreich zu schützen. Er durchschaut die Gefahr, verkennt aber auch die Mittel nicht, die allein Abhilfe schaffen können.

Die deutsche Sache bedarf vor allem der schirmenden Hand des höchsten Schutzherrn; darum empfiehlt sie der priesterliche Sänger der Hut Sankt Michaels. Mit bewunderndem Stolze schaut er auf das deutsche Bruderreich im Norden hin, das nur durch die Eintracht seiner verschiedenen Stämme groß und stark und eins geworden, und grüßt zur Jahrhundertwende „das glückhaft' Schiff Germania", von dessen Bug als Gallionbild Sankt Michel in die Wogen blickt. In visionärer Voraussicht schwerwiegender politischer Verwicklungen und ernster Zeiten kommender Gefahr sieht er das Reichsschwert der Germanen, das der unvergeßliche erste Kanzler des Deutschen Reiches wie ein anderer Wieland aus den drei „Schicksalsschwertern", Siegfrieds „Balmung", des Berner Dietrichs „Sachs" und des steirischen Dietleib „Welsung" zu einer Waffe zusammengeschweißt hat, in der starken Hand des Deutschen Kaisers. Wie sehr hat sich in der Gegenwart sein ahnendes Dichterwort bewahrheitet:

„Und auf der Klinge steht geprägt:
Heil dem, der's trägt! Weh' dem, den's schlägt!"

Seine ehrliche Begeisterung für das Werk Otto von Bismarcks veranlaßt ihn, nochmals, zum zehnten Todestage, dem „Eisenhans" in die Gruft hinab, fern im Sachsenwalde, ein herzhaftes: „Gott dank' dir, eiserner Hans!" zu rufen. Welchen Nachdruck hat die unmittelbare Gegenwart des Weltkrieges dem divinatorischen Worte des Festenburgers verliehen:

„Sein Schatten wird umschweben der Reichssturmfahne Schaft,
Sein Geist wird neu beleben germanische Heldenkraft,
Bis Blut und Eisen retten den Sieg des deutschen Manns
Und die jauchzenden Völker beten: Gott dank' dir, eiserner Hans!"

Der Geist des Dichters beschwört noch andere Schattengestalten aus der großen Vergangenheit der an Ehren und Siegen reichen preußischen Geschichte herauf, so in der prächtigen Ballade „Die letzte Retraite", wohl ein würdiges Seitenstück der meisterhaften Dichtung unseres vaterländischen Sängers Josef Christian von Zedlitz „Die nächtliche Heerschau", wo Kernstock dem berühmten Sieger von Kesselsdorf, dem greisen Feldmarschall Leopold von Dessau, einen Ehrenkranz windet. Der Heldengeist und unabänderliche Siegeswille des großen Preußenkönigs Friedrich II. lebt fort in dem schneidigen, vom Anmarsche der tapferen preußischen Garden widerhallenden Kriegsliede „Des Königs Grenadiere", an Deutschlands große Zeit der Wiedergeburt nach Jahren schmachvoller Unterdrückung und Knechtschaft erinnert die Dichtung „Jahns Vermächtnis", das die Armeen der deutschen Turner in Ehren halten; wie würde sich, so meint der Dichter, des Hünen Geist freuen, stünde

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er auf aus Grabesnacht, sähe er heute, wie reckenhaft seine Jünger die heilige Sache des Vaterlandes zum Siege führen.

Aber die geschichtlichen Erinnerungen und das Vorbild markiger Führergestalten tun's nicht allein; selbst muß das deutsche Volk sich rühren, seiner Ahnentugenden sich nicht nur berühmen, sondern sie auch pflegen und üben. In dieser Erkenntnis wird der Dichter nicht müde, der echten Germanentugenden, vor allem der Tapferkeit und der felsenfesten unentwegten Nibelungentreue Herold zu sein. Er singt am Schlusse seines „Wächterliedes":

„Der Teufel selber räumt das Feld,
Wo deutsche Treue Schildwacht hält."

Heute können wir bereits mit stolzer Zuversicht auf die unsterblichen Namen österreichischer und deutscher Seehelden hinweisen, die unsere Flaggen während dieses Krieges in den fernsten Gewässern, aber auch in unserer Adria zu Ehren brachten, und so die Erfüllung jenes herrlichen poetischen Bildes genießen, das der Festenburger in der Dichtung „Das Kind des Kapitäns" in die Träume einer jungen Mutter verflochten hat.

Zur Treue und Tapferkeit muß sich die Eintracht gesellen. Wie der alte Attinghausen den Landsleuten Wilhelm Tells, so ruft er den deutschen Volksgenossen ohn' Unterlaß zu: „Seid einig, einig, einig!" Unermüdlich ermahnt er die Deutschen in Oesterreich zur einträchtigen Abwehr gegen das „Nachtgezücht", das mit Neid, Nörgelei und Verrat kämpft. Sehnsuchtsvoll erhebt er in heiliger Christnacht seine Dichterklage zum Himmel, wann denn endlich die Zeit den Deutschen Österreichs den Messias bringe, der sie, „des Parteidiensts dumpfe Sklaven", mündig machen und sie zur Einheit und Freiheit führen werde. Wie gut kennt er doch seine deutschen Landsleute, ihre „Lust am Selbstzerfleischen, ihr geschwätzig Großgetue"; er lächelt zu ihren „Begeisterungsjubelräuschen", kennt er doch ihre „tatenlose Ruhe", kaum daß die Stunde der Begeisterung verflogen. Die Zeit hat den Braven noch nicht erweckt, der in treuer Selbstvergessenheit und Selbstlosigkeit, unbekümmert um Lob und Tadel, um Gold und Gunst, das heilige Einigungswerk vollzöge. Trotzdem ist der Dichter nicht hoffungslos: sieht er doch ein wackeres junges Geschlecht heranwachsen; vielleicht ersteht aus ihren Reihen dereinst dieser „Brave", dieser Messias der Deutschen in Österreich. Die goldene Jugend hält ja immer noch fest an ihren Idealen. An sie richtet er daher sein „Losungswort":

„Deutsch sein und zusammenhalten:
Alles andre wird Gott walten."

Deutsche Art und Tüchtigkeit, deutsche Gesinnung und Wahrhaftigkeit sollen schon die Kinder lernen, um so mehr als die schwachherzigen Alten ihrer völkischen Pflichten vergessen wollen. Ernste Mahnworte spricht er zu den deutschen Eltern:

„Lehre kämpfen deine Kinder!
Lehr' sie stolz sein, deutsch zu sein!"

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goldene Lebensregeln prägt er für die deutschen Abiturienten, ihrem bessern Selbst und ihrem Volke die Treue zu halten, nichts Heiliges zu verhöhnen, kein Ideal zu entweihen. Er versäumt keine Gelegenheit, den deutschen Studenten-, Sänger- und Turnvereinen, kurz allen, die nach Kräften zum hehren Werke der deutschen Einigkeit einen Baustein bereiten, sein kräftiges „Fiduzit" zu weihen, aber er vergißt auch der deutschen Lehrer, der deutschen Handwerker und Arbeiter nicht, niemandes, der die Pflege und Wartung der echten deutschen Art zur Aufgabe hat. So weit auch Kernstock in der Welt herumgekommen, so viel er Gelegenheit hatte, im Süden und Norden Volkssitten und Volksseele zu studieren, so ist ihm, nach eigenem Geständnis, doch nur eines für immer in Erinnerung geblieben: „Deutsche Arbeit, deutsche Art". Er lenkt unseren Blick auf die deutschen Grenzmarkschulen, diese „Arsenale", um Waffen zu schmieden gegen die Raubgelüste fremder Nationen, auf diese „Pflanzbeete" und Werkstätten, wo ohn' Ermüden Germania des Hammers sich bedient, den Ring der deutschen Einigkeit zu schmieden. Der deutsche Sänger auf Festenburg begrüßt mit herzlichen Feierklängen den „Deutschen Sprachverein", der die Hoch- und Reinhaltung unserer deutschen Muttersprache, dieses köstlichen Juwels und Unterpfandes deutscher Art und Sitte, auf seine Fahne geschrieben.

So ist Kernstock nicht nur ein Seher und Sänger, sondern auch ein Führer und Erzieher des deutschen Volkes, der im Vollbewußtsein seines hohen Zieles auch der Eigenschaften des wahren Erziehers nicht ermangelt: des hoffnungsfreudigen Idealismus, der an die große Zukunft des deutschen Volkes in Oesterreich glaubt, der lautersten Absicht und Selbstlosigkeit; als hervorragendstes und wirksamstes Mittel, den nationalen Geist der Deutschösterreicher zur mächtigen Flamme zu entfachen, betrachtet er mit Recht die dem Deutschen vor allem eignende Anhänglichkeit und Treue gegen die Heimat. So läßt Kernstock den Preis der heimatlichen Landschaft, des Heimatstädtchens einmal durch einen Kreuzritter, ein andermal durch einen Landsknecht verkünden. Echte Heimat- und Hauspoesie lebt und webt in Stücken wie in dem „Hochzeitlied" oder im „Deutschen Heim". Der Handschlag des deutschen Mannes, der Zauber der deutschen Frau verscheucht alle Sorge und Qual des Herzens. Im Anschluß an das berühmte Heimatlied Walthers von der Vogelweide: „Tiusche man", charakterisiert er das ehrliche deutsche Wesen voll Klarheit und Bestimmtheit in Lieb' und Haß und stellt ihm die doppelzüngige welsche Eigenart gegenüber, die gegen den wankenden, schwächeren Gegner den Mordstahl zückt, zwar Honig auf den Lippen, aber Galle im Herzen trägt. Im „Waldvöglein" preist er das deutsche Volkslied, das auch im deutschen Hause mit Vorliebe gehört und gesungen wird; sollte das einmal in deutschen Landen verstummen, dann wäre es, so klagt der Dichter, um die Deutschen in Oesterreich geschehen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie jeder gute Oesterreicher, so hat auch Kernstock die alte Kaiserstadt an der Donau ins Herz geschlossen; im vollsten Bewußtsein des schweren nationalen Kampfes, der in jüngster Zeit um den heißumstrittenen Boden dieser ehrwürdigen deutschen Metropole entbrannt ist, singt der Dichter seine Wacht an der Donau in dem kräftigen Liede „Das deutsche Wien":

„Bleib, edles Wien, der Himmel walt's,
Des Deutschtums Zitadelle!"

Mag es auch da und dort in den Provinzen des weiten Reiches Kampfmüdigkeit geben, mag auch da und dort aus dem festen Gefüge nationaler Zusammengehörigkeit ein Stein abbröckeln, mögen auch die Glieder vom Kampfe wund sein: es gibt kein Bangen, solange „des Reiches Herz mag schlagen". Die Frauen der Kaiserstadt mahnt er, ihre vielgepriesenen Tugenden vor allem mit der Wachsamkeit und Sorge für deutsches Wesen zu krönen, ihr höchster Stolz soll sein, als „Oesterreichs deutscheste Frauen" gerühmt zu werden.

Dem vielgeprüften Jubelkaiser auf Habsburgs Throne, dem erlauchten Friedensfürsten, errichtet unser Dichter ein weithin leuchtendes Denkmal, das seinem tiefsten Verständnis und Mitgefühl für die schweren Leidensstunden, die das Schicksal dem Monarchen aufgebürdet, und nicht minder seinem heißen vaterländischen Empfinden alle Ehre macht; sei es, daß er nun die strahlendste Herrschertugend des geliebten Kaisers, das eiserne Pflichtgefühl, in beredten Dichterworten verherrlicht, sei es, daß er als der berufenste Dolmetsch das flammende Hochgefühl verkündet, das die Brust jedes echten Oesterreichers und Patrioten beim Klange der Volkshymne erfüllt: diese tiefempfundenen Lieder stehen würdig neben den besten, die jemals aus Dichtermunde zum Lobe Franz Josefs erklungen sind.

Einem so hervorragend patriotischen Dichter wie unserem verehrten Meister Ottokar fehlen in Zeiten, wo sich das heißgeliebte Vaterland in schwerer Bedrängnis befindet, wo eine ganze Welt von Feinden den zwei verbündeten Kaiserreichen in kriegerischer Wut entgegenstarrt, die kraftvollen Töne nicht, die mit stolzer Zuversicht und beispielgebendem Optimismus den unaufhaltsamen Siegeslauf der ehernen deutschen und österreichischen Legionen auf Europas weiten Schlachtfeldern begleiten.

Gleichsam als Präludium zur Kriegslyrik haben jene Gedichte Kernstocks zu gelten, die unter dem Drucke bedenklicher politischer Ereignisse der Jahre 1912 und 1913 entstanden sind, Begebenheiten, die den politischen Horizont bereits mit unheimlicher Gewitterglut färbten und die Eingeweihten mit berechtigter Sorge um die Erhaltung des Weltfriedens erfüllten. In dieser Zeit, wo sich bereits die wahnwitzigen Machtgelüste des kleinen serbischen Gernegroß geltend machten, ruft der Dichter den stillen Schläfer unter den Eichen von Wöbbelin, den unvergeßlichen Theodor Körner, auf, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er mit seiner unsterblichen Leier die Jugend Deutschösterreichs zum Abwehrkampfe gegen diese frechen, „weglagernden Raubgesellen" erwecke. „Grobschmied Not" und „Hammer Schmerz" sollen in dieser Drangsal alle Deutschen Oesterreichs unter der schwarz-rot-goldenen Fahne vereinigen. Visionär in die Zukunft schauend, sieht der Dichter die furchtbaren, blutroten Male des Krieges; nur ein Zauber kann seine Schrecken bannen: „Es ist auf weißem Grunde das scharlachrote Kreuz." Dieses „Rote Kreuz" zu predigen, stimmt der Dichter seine hehren Nibelungenverse an. Dem rückschauenden Erinnerungsbilde, wie zur Zeit des glorreichen Befreiungskampfes den ruhmbedeckten Schlachtenlenkern, Schwarzenberg und Radetzky, Blücher und Gneisenau, die „Ritter von der Feder", die Denker und die Dichter, ihnen voran die wackeren Freiheitssänger, des Kampfes „beste Werber", mutigen Beistand geliehen, ließ Kernstock, als nun der Völkerkrieg wirklich losbrach, sein Beispiel folgen.

Mit einem aus dankbarem Herzen quillenden Hymnus auf die 85. Wiederkehr von „Kaisers Geburtstag" leitet unser Dichter seine eigentliche Kriegslyrik ein; hat er doch allen Grund zur Dankbarkeit; denn was er viele Jahre seines Lebens in heißen Gebeten erfleht, seine Muse in kräftigen Liedern gesungen: die Einigkeit und Eintracht der Völker Oesterreichs, hüben und drüben, in Nord und Süd, das hat mit einem Wort der Kaiser vollbracht, da er „rief zum heil'gen Krieg". So hatte sich denn wahrhaftig die Staatsidee, die Liebe zum großen Ganzen, zum gemeinsamen Vaterlande siegreich erwiesen trotz allen leidenschaftlichen Verhetzungen und Verbitterungen nationaler Kämpfe und Zwistigkeiten.

Als die braven Steirer am 18. August 1914 dem greisen Jubelkaiser im Stephaniensaale zu Graz ihre Geburtstagshuldigung darbrachten — bei diesem Familienfeste, möchte der sagen, der den glühenden Patriotismus der Steirer kennt —, da durfte auch der Steirerpoet in ihrer Mitte nicht fehlen: auf Veranlassung des Statthalters von Steiermark, Grafen Clary-Aldringen, brachte Meister Ottokar vor seinen Landsleuten seinen poetischen Gruß zum Vortrag, jenes Huldigungsgedicht, das, stimmungsvoll und aussichtsfroh, die zweite Abteilung seines poetischen Kriegsbrevieres, „Schwertlilien aus dem Zwingergärtlein", eröffnet; hier findet der Leser alle die köstlichen Gaben seiner kriegerischen Muse beisammen, die während der gegenwärtigen Not und Drangsal entstanden sind. Diese einem hochherzigen Akte der Kriegsfürsorge Steiermarks gewidmeten poetischen Flugblätter aus der liedverklärten oststeirischen Gralsburg, der Festenburg Kernstocks, nehme jeder zur Hand, um seine eigene deutsche Lebensauffassung zu vertiefen und in sich und anderen seelische Auffrischung und werkfrohe Begeisterung für alles Heimatliche zu wecken.

Mannigfache Töne schlägt die „wehrhaft Nachtigall" in Festenburg auf den einzelnen Blättern dieses Kriegsliederbuches an; teils wendet Kernstock seinen Blick auf die großen Kriegsereignisse im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allgemeinen, teils weilt er mit seinen Gedanken draußen, auf den verschiedenen Schauplätzen des gewaltigen Kriegstheaters, bei den schweren Aufgaben, ernsten Sorgen und Pflichten des Wehrmanns im Feldlager, im Schützengraben, auf einsamer Wacht, in stürmischer Attacke; bald sendet er seine Dichtergrüße den wackeren Jungen, die die Not der Zeit und die Zeit der Not von den Schulbänken zum grausen Waffenhandwerk gerufen, bald den Studenten der hohen Schulen, denen er den zeitgemäßen neuen Text zur vertrauten Weise des alten „Gaudeamus igitur!" liest, dann den Bundesbrüdern des Akademischen Grazer Gesangvereins, die, so brav sie vormals nach Noten gesungen, jetzt im Felde als taktfeste Krieger den Feind verhauen, endlich den wetterharten, im Kampfe mit den Dämonen der Alpenwelt gestählten „Helden des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins", deren „Bergheil", jenes frohgemute Grußwort, das ihnen einst über steile Schrofen und gefährliche Gletscherspalten geholfen, sich heute in den gemeinsamen Schlachtruf: „Mutig durchgehalten!" gewandelt hat.

In heimatlicher Mundart feiert er die lustigen Steirerbuabn des Grazer Hausregiments Nr. 27, deren Herkunft aus dem grünen Lande des „starken" Eisens und reschen Weins wohl an den Schlägen zu erkennen sei, die sie im Norden und Süden austeilen:

„Denn wos so echte Steirerfäust
An auf'n Buckl schreibn,
Dös san Erinnerungen, weißt,
Dö unvergeßli bleibn."

Ein anderes Lied, „Der Kriegsschild von Steyr", seiner Ahnenstadt in Oberösterreich, und ihrem Fürsorgewerke gewidmet, befeuert die Daheimgebliebenen zu edelmütigem Tun, damit an jedem goldenen Nagel des Schildes alle Liebe und aller Zorn des deutschen Volkes offenbar werde. Wohl vielen Tausenden zum Troste kündet der Dichter im „Heldentod", daß Gott, laut heiligem Bibelwort, die er lieb hat, in den Jahren der Jugendblüte auf dem Felde der Ehre fallen läßt und daß diesen frühverklärten Helden bis zur letzten Retraite am Ende der Zeiten unauslöschlicher Nachruhm folgt. Aber auch der „Ruhmlosen Helden" mahnt der Sänger nicht zu vergessen, all derer, die ohne Siegessold und Ehrenzeichen ins Grab sinken, der Namenlosen, die sich mit ihren Leibern wie ein Wall dem wütenden Feind entgegenstellen und keinen Schritt breit der geheiligten, teuren Heimatscholle preisgeben, ebensowenig wie der anderen ruhmlosen Helden, die, ohne Waffen zu tragen, Heldensinn bewähren, der Väter, die den letzten ihrer Söhne, der Mütter und Frauen, die ihr Liebstes dem Vaterlande still und stark zum Opfer bringen: „Ihre Duldergröße zu belohnen, Sind alle Könige nicht reich genug." —

Welch rührende Innigkeit spricht sich in der „Soldaten-Vision" aus; ein Landsturmmann, ein wackerer Alpensohn, sieht sich mit lebhafter Phantasie, während der Feldmesse fern im Feindesland, in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das schmucklose Dorfkirchlein seiner Heimat versetzt, deren ergrauter Seelenhirte soeben auch des heiligen Amtes waltet; unter den Andächtigen fesseln ihn nur zwei Gestalten: das Mütterlein im schlichten Kleid, das über dem alten zerlesenen Gebetbüchlein, dem ersten Liebespfand ihres Bräutigams, mit tränenfeuchtem Blick in ferne Weiten schweift, und neben ihr das junge Weib, das in keinem Andachtsbuche blättert, dessen Mund stumm und verschlossen bleibt;

. . . . „doch wer ihr Herz versteht,
Der weiß: ein Angstruf ist ihr ganzes Wesen,
Und jeder Atemzug ist ein Gebet . . . .“

Von tiefer Glaubenskraft zeugt die „Oesterreichische Kriegslegende“, von felsenfester christlicher Zuversicht des deutschen Kriegers das Gedicht „Zum Gebet“, das in die starke, glaubensselige Hoffnung ausklingt: „Der Herrgott verläßt keinen Deutschen nit!“

In vielen Herzen unserer braven, sturmerprobten Feldgrauen, die ohne Zittern und Wanken in unzähligen Schlachten dem Tod ins Auge geschaut, werden diese ergreifenden Töne der Kriegslyrik unseres Kernstock ein lautes Echo wecken. Aber von sentimentaler Rührseligkeit und unechter Empfindelei sind diese Lieder des Dichters ebensoweit entfernt wie seine polemischen Gesänge gegen die Feinde unseres Vaterlandes von leidenschaftlicher Verhetzung und haßschnaubender Wut. Wohl findet seine Muse scharfe Blitze, dröhnende Donnerworte und verschmäht auch die Pfeile des Spottes und Hohnes nicht, wenn es gilt, hier den welschen Hahn, dort den britischen Löwen aufs Korn zu nehmen, den schnöden Verrat der einst so stolz sich gebärdenden Italia, die schamlose Verlogenheit und Heuchelei, die niedrige, unersättliche Hab- und Herrschgier des in unerhörten Freveln altgewordenen Albion zu brandmarken, so in den Gedichten „Italiens Wappenschild“ und „Honny soit qui mal y pense“; aber immer behält jene Grundstimmung der klarsten Zuversicht und des unerschütterlichen Vertrauens auf den endgültigen und glorreichen Sieg unserer auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhenden Sache die Oberhand, jenes Gefühl der ruhigen Sicherheit, dessen sich nur der Starke erfreut und das aus der unbedingten Ueberzeugung der gerechten Abwehr dieses den Mittelmächten aufgezwungenen gigantischen Kampfes um sichere Existenz und ehrenvollen Frieden entspringt.

Am hehrsten und zuversichtlichsten spricht sich diese Gesinnung des Dichters in den beiden vielleicht wertvollsten seiner Kriegslieder aus, in „Die beiden Adler“ und „Nibelungentreue“. Im ersten besingt er die treue, durch keinen Schicksalsschlag und keinen Wetterstreich zu trennende Waffengemeinschaft der beiden Kaiserreiche. Die beiden Adler werden mit dem Völkerbunde der Meuchler und Verräter ein grausiges Gericht halten; dagegen unser in den Annalen der Weltgeschichte einzig dastehendes Waffenbündnis, diese Blutsbruderschaft bis in Not und Tod möge der Herr der Heerscharen segnen. Im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zweiten zieht der Dichter, in die Heroenzeit der Nibelungen rückschauend, eine Parallele zwischen der Gegenwart und der in jener „stolzen Heldenmär" geschilderten Vergangenheit. Die reisigen Recken, der Spielmann Volker und der grimme Hagen, die den Schlaf der arglosen Burgunden vor den hinterlistigen Anschlägen der treulosen Heunen und ihrer Königin beschirmen, gemahnen an das liederfrohe Oesterreich und das mit ihm verbündete Deutsche Reich in schimmernder Wehr. In Treuen halten die beiden Wacht, um die blühenden Gefilde der deutschen Lande und die kulturellen Errungenschaften der Heimat, die Früchte langjähriger ersprießlicher und zielbewußter Friedensarbeit und friedlicher Entwicklung, vor der Hinterlist der „blutdürstigen Megäre" England zu schützen.

Aus dieser Gesinnung erklärt sich dann auch, wie der Dichter beim Rückblick auf den Ausbruch der Kriegswirren in dem Gedichte „In der Silvesternacht 1914" nicht umhin kann, das scheidende Jahr trotz des „vieltausendfachen Wehs", das es gebracht, zu segnen; denn es hat das Heiligste und Beste in der deutschen Volksseele geweckt:

„Erschlagen hast du des Parteizwists Hydern,
Durch dich sind wir ein einzig Volk von Brüdern —
Drum sei gesegnet, totes großes Jahr!"

Mit seiner Kriegslyrik steht Kernstock an ehrenvoller Stelle neben den österreichischen und deutschen Freiheitssängern und Kriegsliederdichtern der älteren und jüngeren Generation. Wenn man seine literarische Geltung und Stellung kennzeichnen soll, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß er den deutschen Romantikern nahe steht; er teilt mit ihnen, und zwar mit einem der edelsten der jungen Dichtergeister der Romantiker, Josef von Eichendorff, das lebhafte Naturgefühl und den Stimmungszauber, den er in vielen seiner Dichtungen zu prächtiger Wirkung entfaltet. Wie diesem Romantiker und etwa Novalis ist unserem Meister Ottokar die poetische Empfindung ein heiliger, göttlicher Besitz, der Dichterberuf etwas Verantwortungsvolles und Hohes. In seinem wurzelecht kerndeutschen Wesen gilt ihm, wie jenen Dichtern, die Liebe als Mysterium, das Weib als etwas Heiliges, die Natur als Tempel Gottes; wie ihnen geht ihm das Vaterland über alles. Mit den Romantikern hat Kernstock ferner die Vorliebe für die altdeutsche Vergangenheit gemeinsam; wie sie durch ihren steten Hinweis auf das deutsche Mittelalter und dessen Herrlichkeit in der Jugend die lebendige Sehnsucht nach einer geistigen und politischen Wiedergeburt des Vaterlandes entzündeten, so entflammt auch Kernstock durch den Bezug seiner Dichtung auf die tatenfrohe Zeit und die Ideale des mittelalterlichen Rittertums die deutsche Jugend zur Liebe und Pflege des völkischen Bewußtseins. Während aber die Romantiker den Gestalten der Geschichte, Sage und Dichtung des deutschen Mittelalters vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, ein historisches Interesse entgegenbrachten, so waltet bei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kernstock das poetische Interesse vor. Endlich kommt unser Dichter mit den Romantikern in der Hochschätzung der Volkspoesie, des Volksliedes überein. Man könnte sagen: er verdankt ihm sein Bestes; aber kraft seinem gesunden künstlerischen Ideal-Realismus, der in seiner ursprünglichen, energischen, charaktervollen Persönlichkeit wurzelt, muten uns seine Dichtungen, trotz der romantischen Stoffe und Stimmungsmittel, doch so lebensfrisch, so modern an. Im Gegensatze zu dem unklaren, unbestimmten Halbdunkel und dem verschwommenen Farbenton der romantischen Lyrik läßt Kernstock seine Gestalten, Landschaften und Oertlichkeiten, nicht zuletzt durch Lokalisierung in der Heimat, feste Realität gewinnen. In bezug auf die von ihm verherrlichten Ideale von sel'ger goldener Zeit, von Lenz und Liebe, Freiheit und Männerwürde darf man an die Schwaben, namentlich an ihren Meister Uhland, erinnern, während seine gepanzerten Streitlieder an Rückert, den Dichter der Geharnischten Sonette, gemahnen.

Man hat ferner zur Kennzeichnung seiner Lyrik auf Viktor von Scheffel und Baumbach hingewiesen. Die Aehnlichkeit mit Scheffel ist besonders auf den Umstand zurückzuführen, daß beide durch den Spiegel gelehrter Forschung und germanistischer Studien in die altdeutsche Vergangenheit tief hineinsahen, aber die Strahlenbrechung im Gemüt und in der Phantasie beider Dichter ist durchweg verschieden. Zweifellos ist Scheffel der gestalten-, stoff- und formenreichere, er hat sicher viel mehr Töne auf seiner Leier, umspannt mit den künstlerischen Ausdrucksmitteln seiner Dichtung mehr Oktaven der poetischen Stimmungsskala, er ist auf dem Gebiete der Sprachschöpfung und im Bereiche des komischen Humors dem Oesterreicher überlegen. Aber abgesehen davon, daß uns die Lieder seiner „Frau Aventiure aus Heinrich von Ofterdingens Zeit" erst im Zusammenhange mit dem bloß beabsichtigten großen Wartburg-Roman ganz verständlich werden, hat die Reflexion, die wissenschaftliche Stoffbeherrschung des Germanisten einen zu starken Anteil an diesen geschickten Nachempfindungen und Nachdichtungen mittelalterlicher Minne- und Kreuzlieder; mehr als billig schwelgt er in dieser archäologischen Poesie, zu deren Erklärung er noch reichliche Anmerkungen, einen gelehrten wissenschaftlichen Apparat vonnöten hat. Von ironisch-gelehrten Anspielungen wimmeln auch seine sonst so köstlichen studentischen Kneip- und Gesellschaftslieder. Kernstock ist dagegen in seinen dichterischen Motiven einfacher, darum leicht verständlich und volkstümlich geblieben. Sein Subjekt tritt ganz zurück, die poetische Empfindung und Stimmung beherrscht alles. Die Gefühlsweise des deutschen Mittelalters ist ihm zum unverlierbaren Besitz, zum inneren Erlebnis geworden, darum quillt auch seine Spielmannspoesie so frisch und rein.

Noch weniger läßt sich Kernstock mit der altertümelnden Kunst Baumbachs vergleichen. Bei ihm ist alles anempfunden, wenn man auch gelten lassen kann, daß er unter den Nachahmern Scheffels das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Talent der Anempfindung, womit er noch Leichtigkeit in der Versifikation verband, in hervorragenderem Maße besessen als mancher andere dieser Butzenscheibenlyriker, wie man sie genannt hat. Wirklich bleibenden Gehalt, eine „ganze Seele", wie die Ebner-Eschenbach vom Liede fordert, wird man in seinen kleineren Dichtungen vergeblich suchen, ja oft stört er durch seine Plattheiten alle poetische Illusion. Von der Tiefe und Echtheit der Empfindungen Kernstocks geben seine Lieder im Volkston und im Sprachstande des 15. und 16. Jahrhunderts Zeugnis, Erzeugnisse, wie sie weder Scheffel noch Baumbach jemals gelungen sind.

Kernstocks Lyrik ist ganz von der einst im Mittelalter hochbewerteten „mâze" beherrscht. Maßvoll wie sein Leben, Denken und Fühlen ist sein Dichten. Wir können ihm keinen modernen Lyriker an die Seite stellen. Wie er seine eigenen Wege gegangen, selbständig seine Kunst entwickelt hat, so hat er auch seine eigene Note, seinen eigenartigen Ton und darf ob seines ernsten künstlerischen Wollens und starken Könnens als dichterischer Charakterkopf neben den besten Lyrikern der Gegenwart seinen Platz beanspruchen. Wir dürfen auch erwarten, daß in Hinkunft die Literaturgeschichtsschreibung ihm diejenige Schätzung zuteil werden läßt, die er verdient. Unser Ruf nach einer billigen Volksausgabe seiner Gedichte darf nicht verstummen.

Kernstocks Lyrik — sowohl diejenige, die die Kultur- und Gedankenwelt und den gesamten Lebensinhalt des deutschen Mittelalters erschöpft, als auch seine romantische Naturdichtung, sein national-patriotischer Sang und seine Kriegslyrik — ist aus einer Quelle hervorgegangen und zeigt darum ihren so einheitlichen Charakter: aus den Tiefen der christlichen Weltanschauung, einer aufrechten Persönlichkeit und ernsten Mannesüberzeugung entsprungen, verraten alle seine Lieder die Harmonie seines inneren Wesens, das, in erster Linie und vor allem kerndeutsch nach Abstammung und Denkart, von leidenschaftlicher Liebe für die deutschösterreichische Stammesart und Heimat erfüllt ist. Den deutschen Nationalcharakter mit seiner Gemütstiefe, seinem idealen Streben und seinem Reichtum an geistiger und sittlicher Kraft dem deutschen Volk in Österreich echt und unverfälscht bewahren zu helfen, ist ihm Herzensbedürfnis, heilige Pflicht und letztes Ziel all seiner Lebensarbeit. Kernstock ist daher ein gut österreichischer Dichter, dessen glühende Vaterlandsliebe und echtdeutsche Art wohl mit der unserer großen heimischen Dichter Grillparzer, Zedlitz und Anastasius Grün in Wettstreit treten kann. Wir Deutschösterreicher haben alle Ursache, auf diesen Dichter, der die besten Kräfte unseres Volkes mit seiner Lieder Gewalt zu wecken versteht, stolz zu sein und ihn, so oft es die Umstände gestatten, zu Wort kommen zu lassen. Kernstock-Lieder gehören in die Lesebücher unserer niederen und höheren Schulen, seine patriotischen Gesänge ins Programm, zumal unserer vaterländischen und dynastischen Feiern. In unseren deutsch-österreichischen Landen hat er sich durch die Echtheit seiner Empfindungen, seine edle Gesinnungstüchtigkeit und bewährte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Treue gegen das deutsche Volk, von dessen Getreuesten einer er ist, die Herzen der Jugend längst im Sturm erobert; edle Frauen wissen den idealen Gehalt seiner Poesien sehr wohl zu schätzen und huldigen ihm wieder durch zarte poetische Grüße. Den schönsten Lohn mag aber der Festenburger Sänger darin erblicken, daß er — abgesehen von den stets wachsenden Auflageziffern seiner lyrischen Sammlungen — auch in der deutsch-österreichischen Männerwelt sich wahrer Volkstümlichkeit erfreut, und zwar nicht nur bei Männern der Intelligenz, Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, die den in seiner Mannes-, Priester- und Dichterseele ruhenden wertvollen Schatz redlicher Treue und Wahrhaftigkeit, edlen Menschentums und hoher Geisteskultur zu würdigen verstehen, sondern auch bei unstudierten Leuten, Männern aus dem Landvolke, aus dem Arbeiterstande, die das Hochziel und den Adel seiner Dichtung, die eigentliche und wahrhafte Bedeutung seines Lebenswerkes, den Segen seiner nationalen Wirksamkeit erkennen und diese Erkenntnis dem Dichter in Briefen tiefer und rückhaltloser Verehrung zum Ausdrucke bringen. Namentlich aus Anlaß der letzten Gabe, der „Schwertlilien aus dem Zwingergärtlein", sind dem Dichter eine Reihe solcher huldigender und ehrenvoller Grüße in Lied- und Briefform aus dem Inland und selbst aus dem Ausland, ja sogar von jenseits des Ozeans zugegangen.

Mit dem Hinweis auf Kernstocks edles Selbstbewußtsein, das er mit vielen anderen deutschen Dichtern teilt und wozu ihn seine Liebe zum deutschen Volke, seine hervorragende dichterische Begabung, seine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit und Bildung und vor allem sein von echter Humanität und von Seelenadel erfülltes Wesen vollauf berechtigen, möge dies literarische Charakterbild beschlossen sein. Das stolze Wort: „Civis Germanus sum!" ist sein Vermächtnis als Mensch und Priester:

„Und wenn dies Volk um Hilfe schreit,
Steh' tatenlos und stumm
Ich nicht beiseit'. Mich brennt sein Leid,
Beseligt seine Seligkeit;
Denn auch im priesterlichen Kleid
Civis Germanus sum!"

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Frage des kirchlichen Volksgesanges in der Wiener Erzdiözese.

Von **Matthias Baumann**, Kurat bei St. Stephan in Wien.

Nach mehr als einer Seite hin ist die erste feierliche Regierungsmaßregel Pius' X., das Motu proprio vom 22. November 1903 hochbedeutsam. Es faßt als Gesetzkanon die kirchenmusikalischen Bestimmungen großzügig und systematisch zusammen, legt an die Aufgaben und Leistungen der Kirchenmusik den Maßstab der „wahren Kunst" an und weist der heiligen Musik den gebührenden Ehrenplatz an unter den Künsten, die zum Gesamtkunstwerk der Liturgie zusammenwirken. Das Motu proprio hat aber auch eine seelsorgliche Bedeutung. Der Klerus soll durch dasselbe tiefer eingeführt werden in das Verständnis der Kirchenmusik. Darum betont es die Notwendigkeit der Vertiefung des Unterrichtes in der liturgischen Musik und empfiehlt die größte Aufmerksamkeit der leitenden Persönlichkeiten für diesen Punkt, namentlich in den geistlichen Erziehungsanstalten. Der Grund ist ein doppelter; der Klerus soll einerseits nach Möglichkeit zu würdiger Lösung seiner musikalischen Aufgabe bei der Feier des liturgischen Gottesdienstes erzogen werden und anderseits sich ein tiefes Verständnis für die heilige Musik als eines organischen Bestandteiles in der Gesamtwirkung der gottesdienstlichen Feier erwerben. Es handelt sich dabei nicht um die Schaffung eines musikalischen Kunstrichtertums, sondern um eine seelsorgliche Aufgabe: es soll der heiligen Musik ihr Recht, ihre heilsame Wirkung und ihr Einfluß auf die Seelen der Gläubigen gesichert werden.

Wie groß die Einwirkung der Musik auf die Seele ist, davon legt alle Geschichte, Offenbarungs- und Kirchengeschichte, Weltgeschichte und Musikgeschichte Zeugnis ab. „Die Musik hat gegenüber den bildenden Künsten eine Macht voraus, welche die menschliche Seele am tiefsten und unmittelbarsten ergreift und die durch die Offenbarung in der Gesinnung und im Leben hervorgerufene Umgestaltung am entschiedensten ausdrückt; sie eignet sich daher vorzüglich gerade für den Dienst der Offenbarung ... Mit der Ausbreitung des Evangeliums, das fast überall ebensowohl mit Tönen als mit begeisterten Worten einzog, begann der Gesang bis zu einer vom klassischen Altertum un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erreichten Höhe aufzublühen“ [1]). Durch die hohe Sorgfalt, welche die Kirche allezeit der Pflege heiliger Musik gewidmet hat und welche sich bekundet in unzähligen Zeugnissen, in Aussprüchen und Briefen der Apostel und der heiligen Väter, in Hirtenschreiben der Bischöfe, in Anordnungen der Päpste, Beschlüssen von Synoden und Konzilien u. a. m., ist der Beweis erbracht, daß die Bedeutung der Musica sacra für das übernatürliche Heilswerk von der Kirche allezeit richtig gewürdigt wurde. Je weiter wir aber in der Geschichte der Kirche von jener Zeit uns entfernen, in welcher kirchliche Musik und Volksgesang sich innigst berühren, ja beinahe sich decken, um so deutlicher tritt auch die Tatsache hervor, daß die Kirche ihre ganze Aufmerksamkeit der seelsorglichen Bedeutung des in der Volkssprache gepflegten Kirchengesanges zuwendet. Das vielgebrauchte Wort des Propstes Gerhoch von Reichersberg (1132—1169), daß die ganze Welt Christus dem Herrn in Liedern zujuble und daß dies am meisten im deutschen Volke der Fall sei, weil seine Sprache zu wohltönenden Liedern am meisten geeignet sei, ist nur eine Stichprobe des tiefen Verständnisses führender kirchlicher Persönlichkeiten für das deutsche katholische Kirchenlied. Dazu treten schon frühzeitig Zeugnisse, welche die apologetische und die pädagogische Bedeutung des Kirchenliedes betonen.

In der gleichen Auffassung betrachtet es wohl der gegenwärtige hochwürdigste Oberhirte der Wiener Erzdiözese als eine seiner wichtigsten Sorgen, die Pflege der Kirchenmusik und insbesondere des kirchlichen Volksgesanges zu fördern. Es darf auch hervorgehoben werden, daß das nunmehr in Gebrauch getretene Gesangbuch der Erzdiözese durchaus pastoralen Ursprungs ist. Es ist hervorgewachsen aus dem in neuerer Zeit so emsig bebauten Boden des katechetischen Unterrichtes; denn unter den Verdiensten, welche sich der Wiener Katechetenverein erworben hat, ist es nicht das letzte, dem f.-e. Ordinariate den Entwurf zu einem Schulgebet- und Gesangbuch unterbreitet zu haben, dessen Annahme die Grundlage für das allgemeine Gesangbuch der Erzdiözese geworden ist. Die Verschiedenheit der Lieder, von Kirche zu Kirche, nach Text und Singweise, die Verwendung einer großen Zahl voneinander widersprechenden Spezialliederbüchern hatte eine solche Verwirrung im kirchlichen Volksgesange geschaffen, daß es als eine auch pastorale Notwendigkeit erschien, trotz aller unserem Reichtum an Kirchenliedern entsprechenden Mannigfaltigkeit die so unentbehrliche Einheit im kirchlichen Volksgesange anzustreben. Eben darum, weil eine Reihe von Gesangbüchern vorhanden war, welche besondere Verhältnisse und Bedürfnisse berücksichtigten und für ihre Zwecke wohl gut, zum Teil sogar ausgezeichnet, aber nicht für die Ansprüche der Allgemeinheit berechnet waren, stellte sich die Notwendigkeit der Schaffung eines Einheitsgesangbuches immer dringender heraus. Leider war bei der Abfassung des Schulgebet- und Gesangbuches aus

[1]) Leitner, Der gottesdienstliche Volksgesang im jüdischen und christlichen Altertum. S. 6.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rücksicht auf den Kostenpunkt ziemlich weitgehende Beschränkung geboten. Ein Gesangbuch ohne Noten wäre keine befriedigende Lösung der Aufgabe gewesen, die notwendige Einigung auf die Singweisen wäre schwer zu erzielen gewesen und auch das dazugehörige Orgelbuch hätte dieses Ziel nur langsam erreichen lassen. Vom gesangpädagogischen Standpunkt war das Gesangbuch nicht anders denkbar. Seit der Gesangteil des Schulbuches abgetrennt erschienen ist und — vielleicht nur als Grundlage für einen späteren reicheren Aufbau — das Diözesangesangbuch darstellt, und seitdem in vielen Kirchen (in Wien ist es derzeit fast die Hälfte der Pfarrkirchen) die Übungen mit dem Volke auf Grund des Büchleins abgehalten werden, hat sich die Richtigkeit und Wichtigkeit dieser Forderung immer mehr und glänzend bestätigt.

Die pastorale Bedeutung eines Gesangbuches liegt vor allem in dem Zweck, den Anschluß des gläubigen Volkes an das kirchliche Leben[1]) auf das wirksamste zu fördern. Die Gliederung des Kirchenjahres führt in das mystische Leben Jesu Christi in seiner Kirche ein. Aber der objektiven Darstellung des Heilandslebens muß die subjektive Teilnahme des Mitlebens durch die Glieder am Leibe Christi folgen. Und eines der ansehnlichsten Mittel zur Pflege der gnadenvollen Teilnahme am Leben Christi ist das kirchliche Lied.

Der unversiegbare Quell dieses Lebens, von dem alles übernatürliche Wachstum erhalten wird, fließt in dem anbetungswürdigen Geheimnisse des Altars, in der heiligen Eucharistie. Wie der Mittelpunkt alles Gottesdienstes und damit des religiösen Lebens die Feier der heiligen Messe ist, so muß sich auch das kirchliche Lied vor allem der eucharistischen Feier anschließen. Hier sind wir „memores ejusdem Christi Filii ... Domini nostri tam beatae passionis nec non et ab inferis resurrectionis, sed et in coelos gloriosae ascensionis". Die heilige Messe ist das Prisma, welches in wunderbarem Farbenspiel Leben, Leiden und Triumph des Erlösers aufleuchten läßt, und dieser Strahlenkranz gibt auch dem heiligen Liede seine hellere oder dunklere Klangfarbe. Das Kirchenlied, das in besonderer Weise sich eignet, uns anzuschließen an die im Wandel der Zeiten verschiedenartige Darstellung der Lebensmysterien des Heilandes auf dem Altare, ist eine Lichtgestalt, welche die pilgernde Seele geleitet durch das weite Reich der im höchsten Sinne Divina Commedia.

Es empfängt uns an den Portalen des Kirchenjahres, wo uns die Weltsehnsucht entgegenschallt: „Rorate coeli desuper et nubes pluant justum" und es singt mit: „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab". In dringenderem, ungestümerem Flehen erhebt sich das „Excita, Domine, potentiam tuam et veni", und der erwarteten Krafttat des Erlösers ruft das Lied mit heiligem Ungestüm entgegen: „O Heiland, reiß' die Himmel auf". Durch das Adventdunkel schim-

[1]) Vgl. u dem Folgenden auch den Bericht über den XX. Internationalen Eucharistischen Kongreß in Köln 1909, S. 557 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mert verheißungsvoll ein lichter Stern: „Maria, sei gegrüßet, du lichter Morgenstern". Und wie schon ein Vorgeschmack der kommenden Freude sich in den Gebeten der Kirche einstellt: „Gaudete, Dominus prope est", so singt auch das Lied: „Freu' dich, o Israel, bald kommt Emanuel".

Wenn die „stille Nacht", die „heilige Nacht" gekommen ist, wenn es durch die vom Weihnachtslicht durchfluteten Räume tönt: „Laetentur coeli et exultet terra" — „Exulta, filia Sion", wie strömt da auch die Weihnachtsfreude aus dem heiligen Liede: „Dies ist der Tag, von Gott gemacht, ich will mich herzlich freuen" und „Mit süßem Freudenschall nun singet überall!" Der Priester betet im Evangelium „peperit filium suum primogenitum" und das Volk begrüßt die reine Gottesmutter: „Es ist ein Reis entsprungen aus einer Wurzel zart". Das Evangelium erzählt weiter: „Et ecce Angelus Domini stetit juxta illos et claritas Dei circumfulsit illos" und das Lied wiederholt: „Es kam ein Engel, hell und klar, vom Himmel zu der Hirtenschar". Noch die letzte Bitte am Weihnachtsaltar: „immortalitatis sit ipse largitor" erlauscht das Lied: „Es wird uns einst belohnen mit nimmerwelken Kronen, o Jesulein süß".

Im Ernst der Fastenzeit ist das erste Wort vom Altare ein Wort der Barmherzigkeit: „Misereris omnium, Domine", und immer widerhallt es im Gesange: „Herr, verschone meiner Sünden, laß mich wieder Gnade finden!" Der stete Grundgedanke der Fastenliturgie aber ist das Andenken an das Leiden Christi. Darum ertönt so oft das „Laß mich deine Leiden singen". Das heilige Kreuz ist aufgerichtet und wir grüßen es: „Heil'ges Kreuz, sei hochverehret". Immer wieder blickt das Volk empor zu dem dornengekrönten Antlitz: „O Haupt voll Blut und Wunden" — „Sei gegrüßet, sei geküsset, Jesu Wunde rechter Hand". Und wie die Kirche der Schmerzensmutter ihr „Stabat mater dolorosa" weiht, so gedenkt auch das Lied der Leidenskönigin: „Christi Mutter stand mit Schmerzen".

Aus der Leidensnacht bricht die Herrlichkeit des Ostermorgens an. „Resurrexi" kündet sich der Auferstandene im Osterintroitus an und die Osterbotschaft wird aufgenommen in dem uralten: „Der Heiland ist erstanden". Das ständige Graduale der Osteroktave: „Exultemus et laetemur" findet Widerhall in freudigen Klängen: „Freu' dich, erlöste Christenheit" — „Laßt uns erfreuen herzlich sehr". Die erstaunte Frage der Ostersequenz: „Quid vidisti in via?" finden wir wieder in der Frage des Liedes: „Ist das der Leib, Herr Jesu Christ, der tot im Grab gelegen ist?" Auch der Ostergruß an die himmlische Mutter „Regina coeli laetare" klingt nach: „Freu' dich, du Himmelskönigin".

In breiter Strophenzahl legt das Bittlied den Sinn der österlichen Bittgänge dar und schon in seinen ersten Worten: „Strenger Richter aller Sünder, treuer Vater deiner Kinder", ist der Grundgedanke der Litaniae majores festgehalten, der sich in den Worten der Oration ausspricht: „Deus, qui culpa offenderis, poenitentia placaris". Wie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

innig nimmt das kirchliche Lied das Flehen der Pfingstsequenz „Veni sancte Spiritus" mit den „unaussprechlichen Seufzern" des heiligen Geistes auf: „Komm, ach komm, o Tröster mein" — „Komm, heiliger Geist, o dritte Person!" Die gepriesenen Mysterien der Dreieinigkeit „Benedicta sit sancta Trinitas" preist das Lied: „Wir beten drei Personen in einer Gottheit an".

Kommen die Festtage des heiligsten Sakramentes, des göttlichen Herzens, der gebenedeiten Jungfrau, der Heiligen, in denen Gott so wunderbar ist, so holt das heilige Lied sich vom Altare sein Lauda Sion, Pange lingua, faßt die Klage auf „sustinui, qui simul contristaretur et non fuit", „O göttlich Herz, sieh an den Schmerz", leiht der „gloriatio in Corde Filii dilectissimi" Töne: „Gelobt, gebenedeit soll sein zu jeder Zeit das heiligste Herz Jesu", erlauscht das „Salve sancta Parens", das „Ave Maria", das „Salve Regina", das „Assumpta est in coelum", grüßt die „rosa plantata in Jericho" in schwungvollen Klängen. Ruft die Totenmesse das Erbarmen des Herrn in ihrem „Absolve, Domine, animas omnium fidelium defunctorum" an, so begleitet der Gesang des Volkes das Gebet mit gleichen Worten: „Herr, wir bitten dich, ach, denke an die Seelen in der Qual, hab' Erbarmen, Herr, und schenke die so große Schuldenzahl".

Noch engeren Anschluß an den Gang des eucharistischen Opfers suchen die eigentlichen Meßgesänge, deren Entstehungszeit nicht in die ruhmvollste Zeit der Geschichte der Kirche und des Kirchenliedes fällt. Halten auch manche dieser Gesänge keinen Vergleich aus mit den Perlen inniger Lyrik aus älterer Vergangenheit, so ergreifen sie doch mit Macht große Volksmassen und vermitteln ihnen unmittelbares Verständnis der heiligen Handlung am Altare. Singt in dichtgefüllter Kirche eine Pfarrgemeinde das „Hier liegt vor deiner Majestät" mit voller Hingebung, so wirkt die Macht dieses Volks-Confiteor hinreißend. Es ist doch ein elementarer Sturm auf das Erbarmen Gottes, dieses „Ne projicias me a facie tua", „Verstoß uns nicht, verstoß uns Sünder nicht". Es lebt doch ein fester Glaubensentschluß in den Worten: „Auf diesem Grunde stehet das wahre Christentum" und im markigen Bekenntnis: „O Gott und Vater, ja, ich glaube". Ein inniges „Suscipe sancte Pater" ist das „Nimm an, o Herr, die Gaben", ein beschwingter Lobpreis das „Singt heilig, heilig, heilig", eine betrachtende Anbetung des eucharistischen Gottes das „Betrachtend deine Huld und Güte", eine ideale geistliche Kommunion das „O Herr, ich bin nicht würdig", ein kindliches Flehen um den Frieden das „Send' uns auch deinen Frieden durch deine Gnad' und Huld".

Das Gesangbuch der Wiener Erzdiözese ist eine Neuschöpfung. Man mag es nicht das Ideal eines Gesangbuches nennen, wenn man es nach den höchsten Anforderungen prüft, die an ein solches gestellt werden. Allein es konnte auch keines werden. Die Geschichte des kirchlichen Volksgesanges in der Wiener Erzdiözese bot in den letzten Jahrzehnten ein so verwickeltes Bild, daß es gegen das Gebot der Pastoral-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klugheit gewesen wäre, mit einem Schlage ein ganz neues, vollkommenes Gesangbuch in Gebrauch zu setzen. Man mußte auf dem Bestehenden aufbauen. Hätte man sich darauf beschränkt, sozusagen den gegenwärtigen Stand des kirchlichen Volksgesanges nach dem wirklich allgemeinen Besitz an Kirchenliedern im Buche festzuhalten, so wäre man wegen der armen Ausbeute so weit hinter den grundsätzlichen Anforderungen an ein brauchbares Gesangbuch zurückgeblieben, als man durch ein Buch, welches die wertvollsten Bestände des katholischen Kirchenliedes überhaupt geboten hätte, sich über den Boden des bis dahin üblichen erhoben hätte. Es mußte also ein Mittelweg gesucht werden, der Herkommen und Überlieferung, so weit sie im Volke lebendig waren, nicht überging und anderseits der Hauptsache nach durch den reichen, wertvollen Besitz des gesamten Kirchenliederschatzes führte. Es galt tunlichste Schonung des brauchbaren Bestehenden und Neuaufnahme von Wertvollem und Wichtigem.

So wurde der Zusammenhang gefunden mit der ruhmvollen Vergangenheit des kirchlichen Volksgesanges. Gerade Österreich und Wien haben ja an der Geschichte des Kirchenliedes hervorragenden Anteil. Aus dem ältesten Schatz des kirchlichen Liedes war naturgemäß wenig zu verwenden. Aber selbst ein so spät umgeformtes älteres Lied wie „Wir beten drei Personen", das in der Michael Haydnschen Gestaltung im Gesangbuch steht, vermag wenigstens äußerlich durch seinen Kyrie-eleison-Schluß zu erinnern an die älteste Zeit des Kirioleis-Gesanges, an die Leisen und Rufe. In die liederreiche Zeit des 13. Jahrhunderts reichen schon die Wurzeln manches der aufgenommenen Lieder zurück, so das Osterlied „Der Heiland ist erstanden", das „Dies est laetitiae", das in der viel späteren Form des „Dies ist der Tag, von Gott gemacht" erscheint, das Weihnachtslied „Mit süßem Freudenschall" und das Fastenlied „Da Jesus an dem Kreuze hing". Die ältesten Lieder hängen vielfach auch mit einer wichtigen mittelalterlichen Einrichtung zusammen, mit den geistlichen Spielen, deren es eine große Zahl auch in Wien gab, z. B. Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions-, Osterspiele u. a. Bei St. Stephan, wo noch bis ins 17. Jahrhundert ein Passionsspiel im Brauche war, das zuletzt von Steuerdienern der Stadt Wien ausgeführt zu werden pflegte, mögen manche dieser alten Lieder im Rahmen solcher Spiele gesungen worden sein. Das Lied „In dulci jubilo" („Mit süßem Freudenschall") z. B. war zu Corners Zeit so allgemein bekannt, daß er in seinen Gesangbüchern die Singweise nicht einmal notiert, sondern als bekannt voraussetzt. Auch das Lied „Es kam ein Engel hell und klar" entstammt einem alten Weihnachtsspiel; die erste Strophe ist eine spätere Zutat aus einer Zeit, wo das Lied bereits losgelöst war aus dem ursprünglichen Zusammenhang und mit seinem Anfang „Vom Himmel hoch, da komm ich her" (jetzt zweite Strophe) einer erzählenden Einleitung bedurfte. Daß eines der ältesten deutschen Kirchenlieder „Christ ist erstanden", das leider in der weniger wertvollen Singweise des 18. Jahrhunderts bei uns zu sehr eingelebt war und so beibehalten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden mußte, gerade in Wien allgemein gesungen worden sein muß, ist aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek zu ersehen. Sie rührt aus dem 13. Jahrhundert her und wurde in einem der niederösterreichischen Stifte geschrieben. Es ist darin die liturgische Feier der Auferstehung beschrieben, welche in den Volksgesang „Christ ist erstanden" ausklang. Von den meisten der älteren Lieder, die in das Gesangbuch aufgenommen wurden, kann man sagen, daß sie in unserer Heimat eingelebt oder sogar bodenständig waren.

Da das katholische Kirchenlied in der ersten Blütezeit auch durch die Übersetzung lateinischer liturgischer Lieder bereichert wurde, finden sich auch — zumal unter den älteren Liedern — in unserem Gesangbuch Beispiele dieser Art sowie auch von der Gattung der sogenannten Mischlieder („In dulci jubilo"), letztere allerdings in vollständig deutscher Fassung. An den Singweisen aller dieser Lieder zeigt sich das Eigentümliche, daß die fast ausschließlichen Melodienquellen des mittelalterlichen Kirchenliedes und der beginnenden Neuzeit der kirchliche Choral oder das weltliche Volkslied waren. Daher entscheidet auch über das Alter jener Singweisen meist nicht die Zeit ihrer Aufschreibung, denn sie waren schon vorher ersonnen und im Gebrauche.

Ein neues und wichtiges Förderungsmittel des Volkskirchengesanges bot die Erfindung der Buchdruckerkunst. Von da an fließen auch die Quellen für unser Gesangbuch immer reicher. „Zuerst erschienen die Lieder auf einzelnen Blättern, dann als Anhang in Plenarien und Agenden, in weltlichen Liederbüchern und Sammlungen, in Gebetbüchern und zuletzt in eigenen Gesangbüchern."[1]) Zur Herausgabe eigener Gesangbücher hat wohl nicht wenig der Aufschwung beigetragen, den das protestantische Kirchenlied genommen hatte und welcher auch auf das katholische Kirchenlied einwirkte. Die Katholiken wurden sich dabei auch einer Aufgabe des Kirchenliedes bewußt, die schon Berthold von Regensburg († 1272) hervorgehoben hatte, nämlich daß das geistliche Lied auch als Mittel der Belehrung gegen ketzerische Umtriebe dienen solle. Einige der ältesten Gesangbücher, wie z. B. das von Johann Leisentrit, Domdechant zu Bautzen und Kanonikus in Olmütz, aus dem Jahre 1567, ferner das umfangreichste seiner Zeit, von Gregor David Corner 1625 ff., der zuerst Pfarrer in Retz, dann Prior und Abt in Göttweig war, und die 1659 in Wien erschienene Davidische Harmonie stehen mit dem kirchlichen Volksgesang unserer Erzdiözese in allernächster Verbindung.

Bemerkenswert ist auch, daß schon in einem Auszug aus Leisentrits Gesangbuch, dem Dilinger Gesangbuch 1576, die Wichtigkeit der Mitwirkung der Schule betont wird: „Solche Gesäng, sollen die Schulmaister jre Schuler in der Schul lehren, alß dann in der Kirchen singen, auff das auch das Gemain volck solche begreiffen vnnd mit singen könne."

[1]) Weinmann, Geschichte der Kirchenmusik. 1913. S. 48.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie bei den Dichtern von Kirchenliedern im 17. Jahrhundert allmählich immer mehr die subjektive Empfindung hervortritt (Spee, Angelus Silesius, Prokopius von Templin, Laurentius von Schnüffis), so wird auch die ernstere Choralsingweise durch Sätze leichterer und freierer Art ersetzt. Das hängt eben mit der geschichtlichen Entwicklung der Musik zusammen. Während früher die Sangeskunst zu Füßen der Lehrmeisterin Kirche gelauscht hatte und darum auch das weltliche Lied das Gepräge dieser Schule zeigte, so daß die Klänge des letzteren auch unbedenklich in die Kirche zurückkehren durften, war nunmehr die Kunst des Liedes außerhalb der Kirche zu neuen und anderen Formen herangereift und kehrte mit anderen Tönen wieder in der Kirche ein.

Wir finden aber mehr als eine gewisse Unabhängigkeit von der Kirche, je weiter wir in der Geschichte des katholischen Kirchenliedes bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vorwärtsschreiten. Wie die Tiefe des religiösen Lebens litt durch das Umsichgreifen des Rationalismus und der Aufklärung, so trug auch das Kirchenlied zum großen Teil den Stempel der Glaubensarmut oder Glaubensschwäche an sich. Oft ist der lyrische Schwung und die begeisterte Innigkeit, die vordem im kirchlichen Liede lebten, ersetzt durch kalte, nüchterne Belehrung und einen beweisenden Ton, der den Anschein erweckt, als stehe das Glaubensgut eben nicht mehr in sicherem und unbezweifeltem Besitz. Glücklicherweise gilt diese Kennzeichnung nicht von allen Liedern des 18. Jahrhunderts, wie aus der ziemlich reichen Auslese unseres Gesangbuches zu ersehen ist. Auch ist der trockene Lehrton bei den bedeutenderen Liederdichtern jener Zeit mehr zurückgehalten durch den dichterischen Einfluß Klopstocks und Gellerts.

Gewiß nicht zum Segen des kirchlichen Volksgesanges war es, daß das Staatskirchentum in die liturgische Gestaltung des Gottesdienstes eingriff. Es wurde die Brücke zur Überlieferung abgebrochen und fast nur neue, der damaligen Zeit und Geschmacksrichtung entsprungene Lieder wurden im Wege staatlicher Vorschriften eingeführt. Denn nur in ganz geringem Maße finden sich Anklänge an die Vorzeit in den Liederbüchern, welche für unser Gebiet in Betracht kommen. Es sind dies die „Katechetischen Gesänge" (1773), Michael Denis' „Geistliche Lieder zum Gebrauche der hohen Metropolitankirche bei St. Stephan in Wien und des ganzen wienerischen Erzbisthums" (1774) und das Gesangbuch Maria Theresias (1776). Bei vollster Anerkennung der hohen Verdienste, die sich Johann Ignaz von Felbiger um die Reform des österreichischen Schulwesens erworben hat, und bei hoher Würdigung seiner Fürsorge, die er durch den Erzpriester Ignaz Franz, den Mann seines Vertrauens in dieser Beziehung, dem kirchlichen Liede zuwandte, muß man doch sagen, daß die „katechetischen Gesänge" den Anforderungen an ein katholisches Gesangbuch nicht vollauf genügen. Es wurden auch von seiten der Bischöfe dagegen Bedenken erhoben[1]),

[1]) Eingabe des f.-e. Konsistoriums an die n.-ö. Regierung (8./10. 1781) F.-e. Ord.-Archiv I./XXXVI. 88.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die zu einer zeitweiligen Aufhebung der Einführungsverordnung führten. Allein nachdem Felbiger auf die vorgebrachten Bedenken geantwortet hatte, wurde neuerdings die Einführung der Lieder angeordnet[1]). Jedoch nicht nur an oberster kirchlicher Stelle, sondern auch in Seelsorgerkreisen scheinen jene Lieder nicht vollen Beifall gefunden zu haben. So ist z. B. aus einem Bericht[2]) der Herrschaft Eberstorf an der Donau ersichtlich, daß in Schwechat die vorgeschriebenen Lieder beinahe gar nicht gesungen wurden, weil der Schulmeister „ohngeachtet der geschärft erlassenen Befehle wegen Absingung dieser Lieder den Gottesdienst, und Resptve das Hochamt jedesmal mit Musicalischen Instrumenten abzuhalten sich unterfangen". In den Bedenken, welche kirchlicherseits gegen die vorgeschriebene allgemeine Andachtsordnung vorgebracht wurden, finden wir auch die zu geringe Rücksichtnahme auf den Wechsel des Kirchenjahres hervorgehoben, was die geistliche Hofkommission veranlaßte, in der Sitzung vom 18. Dezember 1790 zu erklären, daß man nichts dagegen habe, „wenn durch die Normalschulendirection die Verfassung anderer, auf die Kirchenzeiten und Feste passenden Gesänge eingeleitet wird, welche sodann ohne Zwang und durch die Schuljugend nach und nach eingeführt und verbreitet werden können; gleichwie denn auch den Bischöfen, die so etwas wünschen, überlassen werden kann, dergleichen Lieder in der Absicht höchsten Orts vorzulegen, um sie sodann, wenn sie zweckmäßig befunden würden, durch die Schuljugend einzuführen und zu verbreiten"[3]). In der Eingabe des Linzer Bischofs vom 2. Juni 1790 wurde die Einführung „des deutschen Amtes musikalisch mit Orgel, Gesang und allenfalls auch mit Instrumenten (die rauschenden Trompeten und Pauken ausgenommen)", der sogenannten Salzburger Messe, als ein Volkswunsch bezeichnet[4]). Die Salzburger Messe, nämlich Michael Haydns „Hier liegt vor deiner Majestät", scheint anfänglich noch nicht als Volksgesang in Gebrauch getreten zu sein. Sie findet sich noch nicht in dem von Josef Preindl (wohl vor 1809) herausgegebenen Melodienhefte zu den bei St. Stephan gebräuchlichen Liedern. Dieses Orgelbuch, später neu bearbeitet von Sechter und von Bibl, bildete für Jahrzehnte die Grundlage des Wiener Volkskirchengesanges. Es enthielt 21 Lieder und wurde als das Normalbuch mit Konsistorialkurrende vom 12. Dezember 1818 für den kirchlichen Gebrauch vorgeschrieben. Daher zeigt auch der im Jahre 1824 den sämtlichen Pfarren abgeforderte Ausweis über die in den Kirchen gesungenen Lieder fast eine vollkommene Übereinstimmung mit jenem Liederkanon, soweit es sich um wirklich allgemein verbreitete Gesänge handelt. Die meisten jener Lieder, die im Gebrauch geblieben sind, sind auch im neuen Gesangbuch beibehalten worden. Schonender

[1]) F.-e. Ord.-Archiv I./XXXVI. 88. Regierungsresolution vom 7./12. 1781.

[2]) 9. Aug. 1784. F.-e. Ord.-Archiv I./XXXVI. 88.

[3]) Actenstücke zur Geschichte des österr. römisch-kathol. Kirchenwesens unter K. Leopold II. (Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften.) S. 27.

[4]) Ebenda S. 125.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann man wohl das Erbe des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts nicht behandeln.

Die Verarmung, welche die Zeit der Aufklärung dem Kirchenliede gebracht hatte, sollte gar bald wieder schwinden. Aus der Zeit, in welcher der heilige Klemens Maria Hofbauer in Wien wirkte, besitzen wir Zensurprotokolle des f.-e. Ordinariates, welche eine große Zahl eingereichter Lieder (meist einzeln, auf Druckblättern, seltenerer in Sammlungen) ausweisen. Sie legen Zeugnis ab dafür, daß der vorhandene Liedbesitz den Bedürfnissen nicht genügte. Gerade der Kreis hervorragender Männer um den heiligen Klemens arbeitete in dieser Beziehung eifrig mit (so A. Passy, v. Pilat, J. E. Veith u. a.). Die Romantik richtete den Blick weit zurück in die deutsche Vergangenheit und förderte auch das Verständnis und die Wertschätzung des älteren Kirchenliedes. Im Zusammenhang damit stand eine kirchenmusikalische Reformbewegung, welche ihre schärfste Ausprägung später im Cäcilianismus fand und der wir einen rühmlichen Aufschwung auch des kirchlichen Volksgesanges danken. Die Früchte dieses neuen Lebens waren übrigens in anderen Diözesen reicher als in der Wiener Erzdiözese. Hier machte sich immer mehr eine Art Dezentralisation geltend in der Verwendung einer wachsenden Anzahl verschiedener Spezialliederbücher, ohne daß eine Vereinheitlichung versucht worden wäre. Es wäre eine günstige Gelegenheit hierzu gewesen, als J. E. Habert, der Führer der österreichischen kirchenmusikalischen Reformbewegung, welcher auch dem österreichischen Kunstbesitz sein Recht zu wahren bestrebt war, mit Dechant J. Gabler 1881 ein Gesangbuch für die „österreichische Kirchenprovinz" ausgearbeitet hatte. Allein diese Gelegenheit ging ungenützt vorüber. Und so gebot endlich die Not der Verwirrung eine Abhilfe, die das „Gesangbuch der Erzdiözese Wien" nun zu gewähren berufen ist.

Aus dem gegenwärtigen Stand der Volkskirchengesangsfrage ergeben sich auch die Aufgaben, die nun zu lösen sind. Sie sind zum großen Teil pastoraler Natur. Es handelt sich nicht um das Suchen neuer Wege, sondern um das Beschreiten der Wege, die bereits klar gewiesen sind. Kritik oder Nörgelei an Einzelheiten des vorgelegten Gesangbuches fördert nicht, sondern hemmt, unterbindet, stört die schaffende Arbeit. Die Vorschriften der kirchlichen Behörde drücken ganz klar die Absichten des Oberhauptes der Erzdiözese aus. Die Einführung und der allgemeine Gebrauch des Gesangbuches ist angeordnet, und in dankenswerter Weise haben die Schulbehörden größtes Entgegenkommen und Bereitwilligkeit zur Mitarbeit an der Hebung des kirchlichen Volksgesanges gezeigt. Von größter Wichtigkeit wird es nun sein, daß die Seelsorger durch ihre Mitwirkung die wesentliche Förderung des Werkes erzielen. Diese Arbeit erstreckt sich vor allem auf das katechetische und das homiletische Gebiet. Manche der Lieder bieten geradezu fertige Predigtdispositionen. Zur homiletischen Verwertung des Liederschatzes ist wohl auch die Abhaltung der unerläßlichen Übungen mit dem Volke zu rechnen. Mit besonderem Nachdruck soll auch bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß es dringend notwendig ist, der Stellung, den Leistungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den Einkünften der Regenschori und Organisten eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Viele Klagen, Beschwerden und Hindernisse wären beseitigt, wenn man endlich daranginge, die Brotfrage der Kirchenmusiker befriedigend zu lösen.

Soll der kirchliche Volksgesang gefördert und zur Blüte gebracht werden, so ist es unbedingt nötig, ein gemeinsames Ziel unentwegt im Auge zu behalten. Nicht durch Eigenbrödelei, nicht durch Vertretung von Sonderwünschen und Sonderansichten in mehr oder minder gutgemeinten Aufsätzen, nicht durch Verwendung von eigenen Gesangbüchern, nicht durch Ständeabsonderung im Volksgesang werden wir die Freude am heiligen Gesang heben, sondern durch gemeinsame Arbeit. Der schier unerschöpfliche Reichtum des Kirchenliedes kann ja noch mehr ausgenützt werden dort, wo für einzelne Kreise größere Bedürfnisse bestehen, in katholischen Vereinen, Kongregationen, bei der studierenden Jugend u. s. f. Aber das eine Gemeinsame, die auf dem einheitlichen Liederkanon aufzubauende große Organisation des öffentlichen Volksgottesdienstes muß Besitz aller werden, hierbei müssen alle zur Mitwirkung befähigt werden, die gebildeten Stände, der Arbeiter und der Bauer, zum Segen für das religiöse Leben. Dann wird das große Gnadenmittel eines doppelten Gebetes, welches wir im kirchlichen Volksgesange besitzen, seine hinreißende Gewalt über große Volksmassen ausüben. Die einzelnen Kräfte dürfen aber nicht versplittert werden, gleich Komponenten, die in entgegengesetzter Richtung wirken und sich aufheben, sondern sie müssen in der gleichen Richtung vorwärtsstreben, nur so weit auf eigenen Wegen, daß sie das eine gemeinsame Ziel, das eine gemeinsame Notwendige nie aus dem Auge verlieren, geführt von dem erprobten Grundsatz: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas!

Legendchen.

Von Ella Graf.

Am Weg stand ein uralt Kreuzelein,
Dem war zerbrochen der Heiligenschein.
Da klomm eine winzige Spinne hinan,
Spann emsig Faden um Faden daran,
Es sorgte der Tau vor grauendem Tag,
Daß manch ein glitzernder Tropfen drauf lag.
Und als die Sonne ihr Gold goß darein,
Da war erneuert der Heiligenschein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land und Leute in Kurland.

Von Hanny Brentano.

Zur Zeit der lettischen Revolution 1905/06, von deren Greueln auch über die Grenzen des Zarenreiches hinaus gesprochen und geschrieben wurde, erwachte im deutschen Mutterlande wieder einiges Interesse für die baltischen Provinzen, die man Jahrhunderte hindurch ihrem Schicksal überlassen hatte; aber das Interesse machte bald wieder der früheren Gleichgültigkeit Platz, die sich nicht kümmerte um den tapferen Kampf dieser kleinen Insel des Deutschtums gegen das grimmig heranflutende Russentum und gegen den wilden Haß des Lettenvolkes. Erst seit Kurland, die südlichste der drei Ostseeprovinzen, von Hindenburgs Truppen erobert ist, seit die Grenze zwischen dem Deutschen Reich und dem „Gottesländchen"[1]) gefallen ist, um hoffentlich nie wieder aufgerichtet zu werden, wendet man in Deutschland den zurückgewonnenen Stammesbrüdern wieder Aufmerksamkeit zu, will man Näheres von ihnen und ihrem Lande hören, um sie in ihrer Eigenart kennen und verstehen zu lernen.

Baron Alexis Engelhardt charakterisiert in seinem Buch „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" (München, G. Müller, 1916) das Baltenland in wenigen Worten sehr treffend: „Die baltische Mark an der Ostsee, in Zeiten der Schwäche und Uneinigkeit dem alten Reich der deutschen Nation entrissen, ist ein gelobtes Land, ein Land, das die Arbeit derer lohnt, die es bebauen. Oft von Grund aus verwüstet und zerstört, ist es immer wieder aus Schutt und Asche erstanden, immer wieder zur Blüte gelangt. Der Boden dieses Landes ist nicht überreich, aber er ist unverwüstlich und zeugt ein starkes, sturmerprobtes Geschlecht. Das die Küsten umspülende Meer, der aus dem Herzen der osteuropäischen Ebene sich in die Ostsee ergießende große Strom, sie schufen hier ein Wirtschafts- und Machtbollwerk, das dem, der es besitzt, Kraft und Wohlstand sichert. Die Hand, die sich nach dieser Küste ausstreckt und sie beherrscht, erfaßt ein großes, kostbares Gut. Versteht sie mit ihm zu hausen, es so zu befestigen, daß niemand es entreißen kann, so wird

[1]) Diese Bezeichnung, die der Kurländer seiner Heimat gern gibt, soll aus dem 16. Jahrhundert stammen. Damals habe Zar Iwan der Schreckliche bei einem Überfall auf Livland dem Herzog von Kurland sagen lassen, er werde „seines Gottes Ländchen" verschonen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Ernte des Volkes, das hier sein Panier aufpflanzt, dauern und gesegnet sein."

Da die drei baltischen Provinzen als Ganzes nicht viel kleiner sind als Bayern und Württemberg zusammen (94.564 Quadratkilometer), dabei aber nur zirka 2,718.000 Einwohner zählen, öffnet sich hier der Kolonisation ein weites Feld. Es könnten, wenn man die Besiedlungsverhältnisse des Deutschen Reiches zum Muster nimmt, etwa noch drei Millionen Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende angesiedelt werden und ihr gutes Auskommen finden. Die russische Regierung hat das bereits erkannt und den Plan gefaßt, große Scharen russischer Bauern in den Ostseeprovinzen anzusiedeln; zum Glück für die deutsche Kultur wurde sie an der Ausführung des Planes durch den Ausbruch des Weltkrieges verhindert. Und nun ist wohl zu hoffen, daß die dereinst — so Gott will schon in naher Zukunft — ins Land kommenden Ansiedler Deutsche sein werden, „wobei zunächst an die zwei Millionen deutscher Kolonisten zu denken wäre, die jetzt in Rußland durch die Enteignungsgesetze der Regierung um ihr Hab und Gut kommen. Sind die baltischen Provinzen nach ein paar Jahrzehnten von einem kräftigen Grundstock deutscher Bauernbevölkerung besiedelt, so wird das Deutschtum dort nicht nur ideell, sondern auch ziffernmäßig herrschen, und keine Macht der Welt wird unserem Volke diesen durch das Blut und die Arbeit unserer Vorfahren erworbenen Boden je entreißen können" (Engelhardt a. a. O.).

Wenn man die Karte der Ostseeprovinzen betrachtet, fällt einem wohl die seltsame Form Kurlands auf: mit dem breiten, westlichen Teil als stattliche Halbinsel in die Ostsee hineinragend, schiebt es nach Osten einen immer schmäler werdenden, sich nach dem Lauf der Düna schlängelnden Streifen weit hinein zwischen die russischen Gouvernements Witebsk und Kowno, während im Süden ein kurzes, schmales Stück Küstenlandes sich hinüberreckt bis an die deutsche Grenze, — wie eine Hand, die sich dem einstigen Mutterlande entgegenstreckt, um die frühere enge Verbindung nicht ganz abbrechen zu lassen. Vielleicht ist es diesem verbindenden Küstenstrich zu verdanken, daß Kurland dem Mutterlande weniger fremd wurde als Liv- und Estland. Jedenfalls hat seit je über diesen Strandweg ein reger Verkehr herüber und hinüber stattgefunden: wer von den vielen kurischen Reisenden, die allsommerlich Deutschland besuchen, der zuweilen recht stürmischen Seefahrt von Libau und Riga nach Stettin oder Lübeck die Fahrt über Land vorzog, wählte den Weg am Strande entlang über die Grenzorte Polangen auf kurischer und Nimmersatt auf preußischer Seite bis nach Memel hin.

Kurland ist zum Teil ganz ebenes, zum Teil leicht hügeliges Flachland, dessen höchste Erhebung im sogenannten Oberland kaum 200 Meter erreicht. Gebirge sind dem Kurländer etwas Fremdes. Das nördliche, livländische Ufer der Düna weist etwas bedeutendere Höhen auf und ist reich an landschaftlichem Reiz, der den Gebieten von Kokenhusen, Segewold und Uxküll sogar den Namen „Livländische Schweiz" verschafft hat. Aber selbst der höchste Berg Livlands und zugleich des ganzen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Baltenlandes, der Munamäggi, im Süden von Dorpat, erhebt sich nur bis zu 324 Meter. — Trotzdem ist Kurland in landschaftlicher Beziehung keineswegs einförmig zu nennen. Die vielen Binnenseen — im ganzen rund 300 mit zusammen 240 Quadratkilometer Flächengehalt —, Flüsse und Bäche, die prächtigen Waldungen, in denen Kiefern, Fichten und Birken vorherrschen, die zumeist von schönen Parkanlagen und uralten Linden und Eichen umgebenen Gutshäuser und Schlösser, nicht zuletzt die im Lande verstreuten, mitten in Feldern und Wiesen liegenden Bauernhöfe, dort „Gesinde" genannt, sorgen für Abwechslung. Da das Land noch arm an Eisenbahnlinien ist, stört nur selten ein Schienenstrang das friedliche und liebliche Landschaftsbild, ebenso fehlen dem flachen Lande die nüchternen Fabrikschornsteine fast gänzlich. Der Verkehr von Gut zu Gut, von Städtchen zu Städtchen wickelt sich auf den Landstraßen ab, von denen die meisten im Frühling und Herbst sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande der Aufgeweichtheit und Grundlosigkeit befinden.

Klima und Bodenverhältnisse in Kurland, das an Größe fast Belgien erreicht (27.286 Quadratkilometer), sind der Landwirtschaft günstig, die denn auch auf den 648 Rittergütern und 24.430 Bauernhöfen eifrig, wenn auch nicht rationell genug betrieben wird. Die großen Rittergüter, wie zum Beispiel Dondangen an der nördlichsten Spitze Kurlands, übertreffen an Ausdehnung die kleineren Fürstentümer des Deutschen Reiches. Ebenso gibt es nicht wenige Bauernhöfe, die an Umfang des Kulturbodens in Deutschland nicht ihresgleichen finden. Die wohlhabenden Besitzer solcher Höfe werden nicht mit Unrecht „die grauen Barone" genannt — grau mit Bezug auf ihre gewöhnliche Kleidung, die aus dem seit altersher in Gebrauch stehenden Haustuch „Wadmal" oder „Want" verfertigt wird. — Daß es der bäuerlichen Bevölkerung in alten Zeiten nicht so gut ergangen ist wie jetzt und daß sie mancherlei Unterdrückung und Ausnützung von den Herren zu ertragen hatte, unterliegt keinem Zweifel; immerhin kann es damit nicht gar so schlimm gewesen sein, wie Gegner des baltischen Adels zu behaupten pflegen, sonst hätten nicht schon im 17. Jahrhundert Verordnungen gegen das übertriebene Festefeiern der Bauern erlassen werden müssen. In den Akten der Kirchenvisitation in der Doblenschen Gegend aus dem Jahre 1637 wird tadelnd bemerkt, „daß groß Uebermut bei den Bauern auf ihren Hochzeiten und Kindstaufen soll getrieben werden, also daß etliche Hochzeiten bei 14 Tage gehalten werden und bei 10, 20 Tonnen Bier oder mehr aufgehen", und die Kirchenvisitatoren von 1684 fanden großen Luxus der Letten in „Cordуanschuhen, Juchtenstiefeln, güldenen Ringen, silbernen Gürteln und sammetnen zobelnen Mützen". Auch wird mehrfach die Neigung der Bauern zum „Vollsaufen und großen Banketts" erwähnt.

Gut stehen sich im großen und ganzen auch die auf den Gutshöfen beschäftigten Knechte, Landarbeiter ohne eigenen Grundbesitz. Sie erhalten 75 bis 100 Rubel Jahreslohn, der sich noch erhöht,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn die Frau des Knechtes mitarbeitet, ferner freie Wohnung und Beheizung, ein Stück Garten- und Kartoffelland, das sie auf Kosten des Arbeitgebers zu eigener Nutznießung bearbeiten dürfen; sie halten — ebenfalls auf Kosten des Herrn — einige Kühe, Schafe, oft auch Schweine, oder bekommen als Ersatz dafür bestimmtes Deputat. Bei der billigen Lebenshaltung im Baltenlande ist dem Knecht unter diesen Verhältnissen die Möglichkeit gegeben, jährlich etwa 50 Rubel zu ersparen, wenn er kein Trinker und Verschwender ist; es gibt denn auch nicht wenige unter ihnen, die es nach einigen Jahren bis zum Pachten und allmählichen Ankaufen von eigenen Höfen bringen. — Die Knechte wohnen in der „Herberge", wie die Nebenwohngebäude auf den Gutshöfen genannt werden; ihre Vorräte werden gleich den herrschaftlichen in der wohlverschlossenen, in einzelne Kammern und Verschläge abgeteilten „Klete" (Vorratsscheune) aufbewahrt.

Die Knechte stehen zumeist unter Aufsicht eines deutschen Verwalters oder „Amtmannes", dem ein lettischer Gehilfe („Wagger") beigegeben ist. Die Wälder werden von deutschen Förstern und lettischen „Buschwächtern" verwaltet. An weiblichem Personal begegnet man auf den Gütern außer einigen Taglöhnerinnen mehreren Viehmägden, die der „Vieh-" oder „Hofmutter" unterstellt sind, und dem gewöhnlichen, von einer „Mamsell" (Wirtschafterin) regierten Haus- und Küchenpersonal.

Angebaut werden in Kurland die gewöhnlichen Getreidearten: Roggen, Weizen, Buchweizen, viel Hafer und Gerste, ferner Erbsen, Kartoffeln, Rüben, Flachs und verschiedene Kleearten. Der Gartenbau ist noch wenig entwickelt, wenngleich er auf manchen Gütern von der Gutsfrau selbst besonders gefördert wird. Die Obstgärten sind reich an vorzüglichen Aepfeln, Birnen und Beerenfrüchten. Gemüsebau wird nur in der Nähe der Städte in größerem Stil betrieben.

Einzelne Gutsverwaltungen befassen sich eifrig mit der Viehzucht, die jedoch bei den günstigen Futterbedingungen des Landes eine viel größere Bedeutung gewinnen muß, als es bisher der Fall ist. Auch die Verwertung der Milch ist noch lange nicht gründlich genug in Angriff genommen. — Die Fischzucht bietet bei dem erwähnten Reichtum des Landes an Seen und Flüssen und der Küstennähe eine ergiebige Einnahmsquelle für so manchen Landwirt; die Bauern befassen sich auch nicht ungern mit Bienenzucht.

Die Städte Kurlands, das deren mehr besitzt als seine beiden Schwesterprovinzen (11 Städte und 12 Flecken), stehen an Größe und Bedeutung weit zurück hinter dem 515.000 Einwohner zählenden Riga, der ganz westeuropäisch anmutenden Hauptstadt Livlands, der Metropole des ganzen Baltenlandes und zugleich einer der reichsten und bedeutendsten Industriestädte im Zarenreich. Die ansehnlichste kurische Stadt ist Libau mit seinem das ganze Jahr eisfreien Handelshafen und dem um die letzte Jahrhundertwende erbauten Kriegshafen, dem „Port Alexanders III.". Libau zählte vor dem Weltkriege zirka

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

110.000 Einwohner und erfreute sich eines regen Handels, der sowohl in der Ausfuhr von Getreide, Holz, Mehl und Spiritus als in der Einfuhr von Steinkohlen und verschiedenen Manufakturwaren einen jährlichen Umsatz von rund 30 Millionen Rubeln aufzuweisen hatte. Große Speicher mit hohen Giebeldächern stehen dicht gedrängt am Hafenkai und geben dem Hafenbilde eine große Aehnlichkeit mit den alten reichsdeutschen Seestädten, wie denn überhaupt der ältere Teil der Stadt ganz deutsch anmutet. In Neu-Libau, dem nüchternen nördlichen Stadtteil mit vielen Fabriken (Libau hat deren im ganzen 20), überwiegt in der zumeist aus Arbeitern bestehenden Bevölkerung das lettische Element. Die Russen bilden, soweit es sich nicht um städtische Beamte und Lehrer mit ihren Familien handelt, draußen in dem drei Kilometer entfernten Kriegshafen eine eigene Kolonie. Vor Erbauung dieses Kriegshafens, der viele Millionen verschlungen hat und einen guten Teil davon in den Taschen der russischen Ingenieure verschwinden ließ, genoß Libau einen Ruf als Badeort, da es einen herrlichen, sandigen, steinfreien Strand mit kräftigem Wellenschlag bieten kann. Seit Errichtung der Befestigungen, durch welche die Strandpromenade sehr verkürzt und den Badegästen manche Freiheit genommen wurde, kommen nur noch wenige Fremde nach Libau, sehr zum Schaden der Einwohnerschaft, die zum Teil — besonders in dem neuen, eleganten Villenviertel — vom Vermieten der Wohnungen an Sommergäste lebte. — Libau hatte seinerzeit ein sehr gutes, wenn auch armselig untergebrachtes Theater; die Truppe bestand aus reichsdeutschen und österreichischen Schauspielern. Oft gastierten hervorragende Künstler und Künstlerinnen, die sich auf der Durchreise nach oder von Petersburg in Libau aufhielten. Knapp vor dem Kriege wurde ein stattlicher moderner Theaterbau fast vollendet.

Das viel jüngere Libau, das noch vor einem Jahrhundert ein ganz unbedeutendes Städtchen war, hat die alte Herzogsresidenz Mitau, die durch die Nähe Rigas erdrückt wurde, schnell überflügelt. Mitau zählt jetzt kaum 40.000 Einwohner und macht den Eindruck einer absterbenden Stadt. Dennoch ist es auch heute noch in mancher Beziehung der Mittelpunkt des deutschen Lebens in Kurland. Getreu der Tradition aus Herzogszeiten versammelt sich hier allwinterlich der kurische Adel, um die „Saison" mitzumachen. Im prächtigen Rittersaal des Adelskasinos finden vornehme Bälle statt, denen noch manches vom Gepränge der einstigen Hoffestlichkeiten anhaftet, und durch die breiten, aber unschönen Straßen mit den niedrigen Häusern klingen die Schellen der Schlitten, in denen die elegante Gesellschaft spazieren fährt. Zum Besuch von Theater und Konzerten fährt man oft hinüber nach Riga, anderseits kommen von dort Künstler und Künstlerinnen zu Gastspielen nach Mitau. Im Sommer herrscht in Mitau nur um Johanni reges Leben; da finden sich Gutsbesitzer, Bauern und Händler zum Abschluß landwirtschaftlicher Geschäfte in der Landeshauptstadt ein, die bald darauf still und leer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daliegt; denn wer nur immer kann, zieht im Sommer auf die umliegenden Güter oder an den „Rigaer Strand", eine weit ausgedehnte Villenkolonie im Nadelwalde am Ufer des Rigaer Meerbusens.

Die übrigen Städte Kurlands — Friedrichstadt und Jakobstadt an der Düna, die Ostseestadt Windau an der Mündung des gleichnamigen Flusses, die Kreisstädte Hasenpot, Goldingen, Tuckum, Bauske, die zwei kleinsten kurischen Städtchen Grobin und Pilten (mit je 1500 Einwohnern) — sind mit Ausnahme von Windau (25.000 Einwohner), das wegen seines guten Hafens eine stetig steigende Bedeutung als Handelsstadt gewinnt, für Handel und Industrie nicht in Betracht kommende Orte, die aber allzeit für die Erhaltung des Deutschtums gesorgt und ihre besondere Eigenart bewahrt haben. Es herrscht in diesen Städtchen ein gemütliches, geistig reges Gesellschaftsleben, das sich hauptsächlich bei ungezwungenem Familienverkehr, unter gänzlicher Ausschaltung des Wirtshauslebens, abspielt. „Restaurant" und „Café" kamen in den kurischen Städtchen erst durch reichsdeutsche Kaufleute und Künstler in Aufnahme. Beengende Grenzen werden dem Verkehr nur durch den im Baltenlande noch üppig blühenden Kastengeist gezogen, der besonders bei den Literaten [1]), die sich mit Recht als die geistige Auslese des Landes betrachten und auf eine große Anzahl tüchtiger Männer in ihren Reihen stolz sein dürfen, sehr stark ausgeprägt ist. Für den Angehörigen eines andern Standes und für den zugereisten Fremden ist es nicht leicht, zu diesen Kreisen Zutritt zu erhalten. Ebenso abgeschlossen hält sich der Kreis des alten kaufmännischen Patriziates, das in früheren Zeiten in den Städten die Hauptrolle spielte. Der Handwerkerstand hat viele lettische, litauische und jüdische Elemente in sich aufgenommen.

Noch geselliger, anregender, für das kurische Deutschtum charakteristischer als in den Städten, spielt sich das Leben auf dem Lande ab. Wer es in all seiner Gastfreiheit, Gemütlichkeit, harmlosen Fröhlichkeit kennen lernen will, muß sich für ein paar Wochen auf einem der Rittergüter oder auch in einem ländlichen Pastorat, in einer Oberforstei einquartieren. Der in die Fremde verschlagene Kurländer behält sein Lebenlang ein leises Heimweh gerade nach dieser Art des geselligen Verkehrs, den man in kurzer Fassung kaum besser schildern kann, als Dr. Valerius Tornius es tut („Die baltischen Provinzen", Leipzig, Teubner, 1916): „Ein Nachklang jener Schloßgeselligkeit, die man vor einem halben Jahrhundert noch zu schätzen verstand, hat sich in diese ländliche Einsamkeit verirrt. Da kommen die Nachbarn zum Nachbarn, auch wenn sie etliche Kilometer voneinander entfernt wohnen, ohne jede Prätension und bringen wiederum ihre Gäste mit; sie sind eben da und man freut sich, daß sie da sind. Man richtet sich nach keinem Programm, bestimmt nicht

[1]) So heißen im Baltenlande die Vertreter bürgerlicher Berufe mit akademischer Bildung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorher, ob heute musiziert, gelesen oder geplaudert werden soll. Die jeweilige Stimmung gibt die Art der Unterhaltung an. Sind ein paar ehrwürdige Herren anwesend, deren Gedächtnis überreich mit Anekdoten angefüllt ist — und die Kurländer sind meisterhafte Anekdotenerzähler —, so setzt man sich um sie herum und lauscht lachenden Mundes ihren fröhlichen Worten. Ueberwiegt die Jugend, so ist man ebenso gern zu Tanz und Spiel bereit und die Alten verjüngen sich und tun mit. Ist jedoch ein kleiner, zur Diskussion aufgelegter Kreis versammelt, so wird vorgelesen und geplaudert. Das sind die Vergnügungen des Winters. Und kommt der Sommer, so nimmt die Geselligkeit andere Formen an. Gemeinschaftlich zieht man hinaus zum Krebsfang, zum Picknick, zur Johannisfeier und ergötzt sich bei Spiel und Tanz, während am Waldrand Holzstöße flammen und Nebelschwaden aus dem Wiesenbache steigen, und man singt und scherzt bis der Morgen graut und jeder durch den dämmernden Wald heimwärts geht. So rankt sich das Band der Geselligkeit von Haus zu Haus, seine Bewohner abwechselnd umschlingend mit Ernst und Heiterkeit, so blüht in jedem Heim die Gastfreundschaft, unvergeßlich denen, die sie einmal genossen haben." Zu den winterlichen Vergnügungen gehören auch noch die Ausflüge zum Fischfang auf blanker Eisfläche des zugefrorenen Sees, wobei die Netze kunstgerecht unter dem Eise von einer eingehackten Oeffnung zur anderen gezogen werden, und die Spazierfahrten in den kleinen zweisitzigen russischen Schlitten durch den schneebedeckten Nadelwald, — leider aber auch das Kartenspiel, das oft tage- und nächtelang ohne Unterbrechung fortgesetzt wird und bei dem in alten Zeiten so mancher lustige Kurländer Hab und Gut verspielt hat. Eine große Liebhaberei der Kurländer, Herren sowohl als Damen, ist auch die Jagd, die bei den Besitzern wildreicher Waldungen zuweilen ganze Scharen von Gästen versammelt.

Trotz des fröhlichen geselligen Treibens ist das Leben des kurischen Gutsbesitzers auch reich an ernster Arbeit. Der baltische Adel hat sich nach einer Zeit des Niederganges, in der er nur für Kriege, Raufereien und schwelgerische Festlichkeiten Sinn hatte, zu anerkennenswerter Tüchtigkeit emporgearbeitet. Er setzt seine Ehre darein, etwas für seine Heimat zu leisten, seine Güter selbst zu verwalten oder sonst einen Beruf zu ergreifen. Er hat auch viel von seinem frühern Standeshochmut aufgegeben und begonnen, seine Mitmenschen nach ihrem Können, Wissen und Sein zu beurteilen und nicht nach ihrer Geburt. Viele der alten adelsstolzen Geschlechter, deren Vorfahren sich zur Zeit der Ordensritter in Altlivland angesiedelt haben, sind bereits ausgestorben. In späteren Zeiten sind dann aus dem Deutschen Reiche andere Adelsfamilien ins Land gekommen, deren Nachkommen sich aber auch schon längst als Balten fühlen. Der baltische Adel hat große Verdienste um die Verwaltung des Landes, dessen Rechte er stets mit Nachdruck vertrat und auch noch vertritt, denn auch jetzt nach der Russifizierung hat die Ritter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft bei der Verwaltung der Ostseeprovinzen mitzusprechen. Wenngleich die Landtage, auf denen sich die Großgrundbesitzer alle drei Jahre zur Beratung zusammenfinden, durch die russische Regierung in ihren Rechten stark beschnitten worden sind, so obliegt ihnen immerhin noch die Fürsorge für die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse; auch ist ihnen ein gewisser Einfluß auf Steuererhebung, Kirchen- und Schulverwaltung geblieben. Mit der Ausführung der Landtagsbeschlüsse und der offiziellen Vertretung der Landesinteressen bei der russischen Regierung ist in Kurland der „Landesbevollmächtigte" (in Livland der „Landmarschall") betraut, der in allen Regierungsämtern und Ausschüssen der Provinz Sitz und Stimme hat und gewissermaßen verantwortlich ist für Wohl und Wehe des ihm anvertrauten Landes. „Am baltischen Adel ist viel gemäkelt worden. Von Freund und Feind. Wir meinen, daß das Werk dieser Standschaft sich sehen lassen kann. Sie hat unter denkbar schwierigen Verhältnissen ein großes Land verwaltet, zu Ordnung und Wohlstand gebracht. Die baltischen Ritterschaften haben die Bauernbefreiung durchgeführt[1]) und einen wirtschaftlich lebensfähigen Bauernstand geschaffen. Sie haben die Selbstverwaltung des Landes organisiert, die lettische und estnische Volksschule ins Leben gerufen. Unzählige wirtschaftliche Gründungen stützen und fördern die Entwicklung des Landes. Kirche und deutsche Schule verdanken der Mitarbeit und Unterstützung durch die Ritterschaften viel von ihrer Blüte. Im Durchschnitt steht der baltische Adelige auf einer hohen Bildungs- und Kulturstufe. Er ist meist intelligent, hat ein stark ausgeprägtes, aber durchaus nicht aufdringliches Standesbewußtsein, ein gesundes, auf überlieferter sicherer Form und angeborenem Takt aufgebautes Selbstvertrauen, ein schlichtes, natürliches Auftreten und eine gute Anpassungsfähigkeit an fremde Verhältnisse, ohne dabei die eigene Note zu verlieren. Uns scheint überhaupt, daß der baltische Deutsche, nicht nur der Adelige, viel von dem besitzt, was man als Natur, als Persönlichkeit oder auch als Original bezeichnet. Besonders reich an letzteren war Kurland und ist es vielleicht noch heute" (Engelhardt, a. a. O.).

Viele baltische Barone haben sich ernsthaften wissenschaftlichen Studien gewidmet und in bürgerlichen Berufen arbeitsreiche Stellungen anerkennenswert ausgefüllt. Auch im russischen diplomatischen Dienst finden sich noch baltische Aristokraten, nur dürfen nicht alle die, welche einen deutschen Namen führen, als Balten betrachtet und beurteilt werden: es gibt in Rußland eine Menge von Familien, die von den ins Zarenreich eingewanderten Urahnen her den deutschen Namen tragen, aber bereits seit mehreren Generationen „Stockrussen" sind. Sie tragen oft genug dazu bei, den deutschen Balten in falsches Licht zu stellen und geben häufig die ärgsten Deutschenhasser ab.

[1]) Die Leibeigenschaft der Bauern wurde in Estland 1816, in Kurland 1817 und in Livland 1819 aufgehoben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besondere Erwähnung verdienen die deutschen Gutsbesitzersfrauen, die ihre Gatten an Tüchtigkeit und Fleiß nicht selten noch übertreffen und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Blond, groß, kräftig gebaut, wie der Durchschnitt des baltischen Adels, einfach, wenn nicht gar übertrieben schlicht in der Kleidung, von natürlicher Liebenswürdigkeit, ohne Ziererei und Phrasen, fromm, klug und gütig, fleißig, gastfrei und hilfsbereit, so schaltet und waltet die baltische Baronin auf ihrem Gute und in ihrem Hause; sie weiß von allem, was in ihrem kleinen Reiche vorgeht, überwacht alle wichtigen Arbeiten, ist meist schon in aller Morgenfrühe draußen im Viehstall, Geflügelhof oder Garten, weiß mit Stickrahmen, Nähmaschine und Spinnrad umzugehen, begleitet als fesche Reiterin ihren Mann durch Feld und Wald und findet bei alledem noch Zeit, die Erziehung ihrer Kinder, besonders der Mädchen, selbst zu leiten, sich durch Bücher und Zeitschriften über alle Weltgeschehnisse zu unterrichten und den fast täglich erscheinenden Gästen eine liebenswürdige Wirtin, den hilfsbedürftigen Untergebenen eine Beraterin und Helferin zu sein. Selbst die Herzoginnen haben sich um die Bewirtschaftung ihrer Güter und um den Haushalt gekümmert und sogar mit Leinwand, Getreide und Früchten Handel zu treiben verstanden! Dabei aber waren die Fürstinnen auch geistig hochstehende Frauen, die mit bedeutenden Männern befreundet waren und regen Briefwechsel unterhielten. Bekannt als geistvolle Frau war Anna Dorothea, die letzte Herzogin von Kurland, die jedoch durch ihre Schwester Elise von der Recke, die Freundin des Dichters Tiedge und Entlarverin des Schwindlers Cagliostro, an Verstand und Bildung noch übertroffen wurde.

Tüchtig und sympathisch ist auch die baltische Bürgersfrau der kaufmännischen und Literatenkreise. Sie ist eine gute, fürsorgliche Mutter und Hausfrau, ohne jedoch in jene blitzblanke Nüchternheit und nach Küche und Waschtrog duftende Wirtschaftlichkeit zu verfallen, die dem Begriff „deutsche Hausfrau" z. B. in manchen Gegenden Norddeutschlands anhaften. Sie geht nicht vollständig auf in den Hausfrauenpflichten, interessiert sich nicht nur für Kochrezepte, sondern auch für Literatur, Kunst, Sozialpolitik und vor allem für das Wirken und Arbeiten ihres Mannes, dem sie ebenso wie den heranwachsenden Söhnen eine treue Gefährtin und verständnisvolle Freundin zu sein bestrebt ist. Da es in den guten baltischen Familien Sitte ist, daß die Töchter die Matura eines Mädchengymnasiums oder einer höhern Töchterschule ablegen — das sogenannte „große Examen" —, verfügen die Baltinnen über gute Schulbildung, die sie durch Sprachen- und Kunststudium noch erweitern.

Das Landleben erhielt in den Jahren vor der lettischen Revolution noch eine besondere Eigenart durch das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrschaft und Bauern [1]). In den Gesinden wurde

[1]) Vgl. auch das von derselben Verfasserin herrührende Kapitel „Kurland" in dem Sammelwerk „An den Grenzen Rußlands", M. Gladbach, Sekretariat sozialer Studentenarbeit, 1916.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kein Familienfest gefeiert, ohne daß die Familie des Gutsherrn oder wenigstens einige ihrer Mitglieder daran teilnahmen. Die „große Mutter", wie die adelige Gutsfrau (wörtlich übersetzt) im Lettischen heißt, war Brautführerin, Taufpatin, Krankenpflegerin, Helferin und Trösterin in jedem Leid; ihr Gatte, der „große Herr", stand ihr dabei würdig zur Seite. Im Lettenvolk hatten sich bis in die neueste Zeit noch mancherlei poesievolle alte Gebräuche erhalten, die bei Brautwerbungen, Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen, aber auch zu gewissen Festen des Kirchenjahres zum Vorschein kamen. Manches davon stammt noch unverkennbar aus heidnischer Zeit, so zum Beispiel verschiedene Gebräuche und Gesänge am Johanniabend (23. Juni), an dem die Sonnwende, und am Ostermorgen, an dem der Einzug des Frühlings gefeiert wird. Auch hiebei mußte die Gutsherrschaft teilnehmen: am Johanniabend zogen die jungen Burschen und Mädchen der Umgebung singend, mit Kränzen beladen, zum Gutshaus; jedes Mitglied der Herrschaftsfamilie bekam mindestens einen Kranz, den man übers Bett hängen und bis zum nächsten Johanniabend aufheben mußte; er brachte Glück und hatte auch die Eigenschaft, auf allerlei geheimnisvolle Weise die Zukunft vorauszusagen. Die Johanninacht wurde bei gutsherrlicher Bewirtung durchtanzt und durchjubelt. Am Ostermorgen, noch vor Sonnenaufgang, schlichen Mägde und Gutsfräulein heimlich zum Fluß oder Bach hinab, um „Osterwasser" zu schöpfen, das die Wirkung hat, die glückliche Besitzerin schön und geliebt zu machen, auch gegen manchen Spuk zu brauchen ist; das Unheil wollte es nur, daß höchst selten einmal ein Mägdlein in den Besitz dieses Zauberwassers kam, denn: es mußte unter vollständigem Stillschweigen und mit unerschütterlichem Ernst geschöpft und heimgetragen werden, die im Gebüsch versteckten Burschen und „Jungherren" aber sorgten regelmäßig dafür, daß erschrecktes Schreien und lustiges Lachen den Zauber störten. War die Ostersonne aufgegangen, so gab es einen anderen Spaß: wer seine Schlafzimmertür nicht gut verschlossen hatte, wurde von den jüngeren Familienmitgliedern und den Dienstboten, ja selbst von der Jugend des Nachbargutes, die eine Morgenwanderung durch den taufrischen Wald nicht gescheut hatte, überfallen und mit Palmzweigen geprügelt, bis er sich durch bunte Eier oder ein Geldgeschenk loskaufte. Auch am Andreastage, zu Georgi, Martini, Michaeli, besonders natürlich am Silvesterabend, wurde allerlei mit harmlosem Aberglauben verbundener Scherz getrieben, Fastnacht dagegen verlief unbeachtet, der Kurländer kennt keinen Karneval. — Durch die lettische Revolution ist das patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Untergebenen so gründlich gestört worden, daß das Landleben naturgemäß viel von der Gemütlichkeit eben geschilderter Art verloren hat.

Einer Besonderheit des Kurlandes sei noch gedacht: seiner Sprache. Im Adel und im gebildeten Bürgerstande wird ein dialektfreies, deutliches Hochdeutsch gesprochen, auf das die Kurländer sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

etwas einbilden, das jedoch mit vielen niederdeutschen Ausdrücken und einzelnen aus dem Russischen und mehr noch aus dem Lettischen herübergenommenen Provinzialismen vermengt ist, so daß sich ein eigenes Kurischdeutsch herausgebildet hat. Eigentümlich ist die Aussprache des Buchstaben g; er lautet vor a, o, u ganz richtig wie g, vor e und i aber berlinerisch wie j; dem Fremden fällt auch die Aussprache der Doppelvokale auf, die sehr gedehnt und fast getrennt voneinander mit starker Betonung des ersten Buchstaben gesprochen werden (zum Beispiel Há-us), sowie der eigentümliche, schwer nachzuahmende Tonfall des echten, nie außer Landes gewesenen Kurländers. Die sogenannten „Halbdeutschen", zu denen die kleinbürgerliche Stadtbevölkerung gehört, sprechen ein unschönes, ungrammatikalisches, aber immerhin dialektfreies Deutsch mit stark lettischer Betonung. Englisch und Französisch erlernt der Kurländer gern und leicht, leichter als das Russische, dessen Aussprache dem echten Balten schwerfällt, besonders dem, der nie in Rußland war. Unter „Rußland" versteht der Balte das ganze Zarenreich mit Ausnahme seiner Heimat. Wenn er im Auslande als „Russe" bezeichnet wird, fühlt er sich gekränkt oder er hält die Ausländer für entsetzlich unwissend. Der Kurländer liest gern und viel und wurde bis zum Weltkrieg durch deutsche Buchhandlungen mit der neuesten deutschen Literatur bestens versorgt. Auch die einheimische Literatur ist nicht ganz unbedeutend und hat besonders in neuerer Zeit manch begabte Vertreter gefunden. Es fehlt auch nicht an deutschen Zeitungen, außerdem sind die Kurländer treue Abonnenten vieler in Deutschland erscheinender Zeitschriften, die freilich oft genug mit großen, von der russischen Zensur angebrachten schwarzen Flecken in die Hände der Leser kommen.

„Das Deutsche ist nun einmal die Ostseesprache," sagt Moeller van den Bruck[1]), „ist die alte Hansasprache, deren Bedeutung heute, mit der steigenden Weltstellung und wachsenden Seegeltung des Deutschtums, auch im Ostseebecken wieder zunimmt und weit ausholt. Das Baltikum gehört nun einmal den Deutschen, geistig wie wirtschaftlich: allen Balten mit Ostseebewußtsein, allen Menschen des nordischen Gedankens. Und den deutschen Balten, die einen so wertvollen Besitz in deutscher Sprache und nach deutschem Recht durch siebenhundert Jahre für uns bewahrten und verwalteten, sollten wir heute nicht vergessen, daß sie in dieser langen Zeit die einzigen Deutschen gewesen sind, so Adel wie Bürgertum und Handwerkerschaft, die von allen Deutschen, welche wir je an Ausland und Umland abgaben, das Deutschtum nicht aufgegeben, sondern sich in ihm behauptet haben."

---

[1]) „Belgier und Balten." 59. Heft der Sammlung „Der deutsche Krieg", Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1915.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das St. Georg-Kolleg in Konstantinopel.

Von Superior Johann Hegerer.

Der Weltkrieg und das Bündnis mit der Türkei, das er mit sich brachte, hat die Aufmerksamkeit von Österreich-Ungarn in erhöhtem Maße auf den Orient gelenkt. Der Ausspruch Goethes: „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen", hat eine neuerliche Bestätigung erfahren, und mit Recht hat sich das vor kurzem ins Leben gerufene und vielversprechende „Forschungsinstitut für Osten und Orient" in Wien diesen Ausspruch zum Motto gewählt.

Nicht nur in militärischer, handelspolitischer und kultureller Hinsicht, sondern auch in religiöser Beziehung ist uns ein weites Tor geöffnet worden, das auch, wenn nicht alle Anzeichen trügen, für alle Zukunft offen bleiben wird. Durch die Ausweisung der französischen und italienischen Missionskräfte, die sich auch als Folge des Weltkrieges eingestellt hat, ist ein großes Arbeitsfeld nunmehr ohne Arbeiter und das Interesse der Weltkirche verlangt, daß die Katholiken anderer Länder, vorab von Österreich-Ungarn und Deutschland, in die Bresche treten. Aus diesem und manchen anderen Gründen haben die im Orient bereits bestehenden Anstalten, die von Österreich-Ungarn aus gestiftet und bisher unterhalten wurden und die Ausbreitung religiöser und wissenschaftlicher Bildung zum Ziele haben, außerordentlich an Bedeutung gewonnen. Das St. Georg-Kolleg in Konstantinopel ist von der Kongregation der Missionspriester vom hl. Vinzenz von Paul, auch Lazaristen genannt, die ihr Zentralhaus in Graz haben, vor mehr als 30 Jahren gegründet worden und wird von ihr besorgt.

Die Anstalt besteht gegenwärtig: 1. aus einer fünfklassigen Volksschule für Knaben nach österreichischem Lehrsystem mit deutscher Unterrichtssprache und aus einer Volks- und Bürgerschule für Mädchen, die von Barmherzigen Schwestern geleitet wird; 2. aus einer Handelsschule in vier Jahrgängen mit praktischem Bankkurs; 3. aus einer siebenklassigen Realschule mit relativ obligatem Unterricht in Latein und philosophischer Propädeutik, deren auf Grund der Reifeprüfung erworbene Zeugnisse den Reifezeugnissen an deutschen Realschulen oder Realgymnasien gleichwertig sind und zum Besuche österreichischer Hochschulen, der Hochschule für Bodenkultur, der tierärztlichen Hochschulen in Wien und Lemberg und der Bergakademie in Leoben berechtigen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das St. Georg-Kolleg hat seinen Namen von der damit verbundenen, dem hl. Georg geweihten Kirche und liegt in einer der ältesten Straßen von Galata, der Tchinar-Sokat, der Platanenstraße. Galata ist jenes Viertel von Konstantinopel, wo sich seit dem Mittelalter zumeist die Franken, wie die Abendländer genannt werden, angesiedelt haben. Kirche und Kolleg sind wenige Minuten vom Goldenen Horn, dem herrlichen Hafen entfernt, nahe der großen Schiffbrücke, die nach Stambul, der eigentlichen Türkenstadt, hinüberführt. Konstantinopel faßt beiläufig 1,106.000 Einwohner, darunter 60.000 Franken.

Der Ursprung der Kirche St. Georg verliert sich ins Legendenhafte. Zur heidnischen Zeit soll dort, wo jetzt die Kirche steht, ein Tempel des Apollo mit einer diesem geweihten Quelle sich befunden haben, die unter Kaiser Trajan die Stätte des Martyriums der Schutzpatronin von Konstantinopel, der hl. Irene, gewesen ist. Diese, die Tochter eines heidnischen Fürsten, wurde von einem Engel — so erzählt die Legende — im Glauben an Christus unterrichtet und von dem Schüler des Apostels Paulus, vom hl. Timotheus, getauft. Ihr Vater, darüber erzürnt, verurteilte sie wegen ihres unerschrockenen Bekenntnisses der Gottheit Christi, an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und zu Tode geschleift zu werden; doch das Pferd erhob sich gegen den unnatürlichen Vater und tötete ihn durch Hufschläge. Das Gebet der Heiligen gab ihn dem Leben zurück: der Vater bekehrte sich und seine ganze Familie. Das veranlaßte den damaligen Proprätor Ampelianus, die hl. Irene gefangennehmen und zum Heiligtum des Apollo in Galata schleppen zu lassen, wo sie dem Götzen opfern sollte. Da sie sich beharrlich weigerte, wurde sie beim Götzentempel enthauptet. Die Christen bestatteten den Leichnam der heiligen Märtyrin und feierten ihr Andenken alljährlich am 5. Mai; ihr Name findet sich an diesem Tage im Menologium des Kaisers Basilius, nicht aber im römischen Martyrologium.

Nach dem Siege des Christentums über das Heidentum wurde der Tempel des Apollo in Galata in eine der hl. Irene geweihte Kirche umgewandelt, die im Mittelalter von genuesischen Kaufleuten erworben und dem Andenken des hl. Georg, des Schutzpatrons der Stadt Genua, geweiht wurde, was um so leichter geschehen konnte, da ohnehin im nahen Top-Hane auch eine der hl. Irene geweihte Kirche sich befand. In einem Dekret des Kaisers Andronikus II. vom 1. Mai 1303, durch welches die Grenzen des den Genuesen überlassenen Gebietes von Galata bestimmt wurden, geschieht der Kirche des hl. Georg und des anbei befindlichen Friedhofes das erstemal urkundlich Erwähnung. Die Kirche war damals Sitz eines Bischofs und das Fest des hl. Georg als Patronats- und Nationalfest der Genuesen wurde alljährlich mit großer Feierlichkeit begangen; es war ein gebotener Feiertag.

Als im Jahre 1453 Konstantinopel von den Türken erobert wurde, verloren die in Galata wohnenden abendländischen Kaufleute ihre Privilegien, und St. Georg scheint recht traurige Zeiten gehabt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu haben; das geht unter anderem daraus hervor, daß nach dem Bericht der Chronik im Jahre 1583 der englische Gesandte bei St. Georg unter dem Vorwande, es sei verlassen, einen kalvinischen Prediger anstellen wollte. Die Kunde davon veranlaßte den venetianischen Gesandten, bei der Hohen Pforte sich tatkräftig um St. Georg anzunehmen, indem er seinen eigenen Gesandtschaftsgeistlichen dahin sandte, täglich die hl. Messe daselbst zu lesen; ein Jesuit aus dem nahen Kollegium St. Benedikt, einer ehemaligen Benediktinerabtei, wurde angestellt, um den Kindern täglich den Katechismus zu erklären.

Im Jahre 1587 wurde infolge des Einflusses des französischen Gesandten de Laucosme die Kirche St. Georg und das zugehörige Haus den Kapuzinern übergeben, die durch einen Ferman des Sultans die Erlaubnis erhielten, „im ganzen Ottomanischen Reich zu gehen und zu kommen in aller Sicherheit und Freiheit". Doch die Kapuziner scheinen sich nicht lange im Besitz von St. Georg erhalten zu haben, denn bald berichtet die Chronik von einem Weltpriester aus Chios, der den Gottesdienst an der Kirche besorgte und zugleich auch den Kindern Unterricht im Katechismus und in den Elementarfächern erteilte. Diese und ähnliche Bemerkungen zeigen, daß schon frühzeitig mit der Kirche von St. Georg eine Schule verbunden war. Vorübergehend war Kirche und Haus von St. Georg durch die Bruderschaft der hl. Anna, auch „magnifica comunità di Péra" genannt, den Jesuiten übergeben worden mit der Verpflichtung, auch eine Schule einzurichten, die näher gelegen sei als die in der Abtei im Frankenviertel; gemeint ist die Abtei von St. Benedikt in Galata, die in den Besitz der Jesuiten gekommen war und die in ihrem Besitz blieb bis zur Aufhebung ihres Ordens 1773, wo ihre Anstalten von den französischen Lazaristen in Konstantinopel und in der Levante übernommen wurden. Da feststeht, daß schon früher bei St. Georg eine Schule bestand, so kann wohl nur deren Erweiterung gemeint gewesen sein.

Über die Bruderschaft der hl. Anna ist nichts Näheres bekannt; sie hatte jedoch ohne Zweifel das Recht, über St. Georg zu verfügen und zu bestimmen, wer in der Kirche den Gottesdienst zu besorgen habe; aber trotz der Bemühungen der Bruderschaft scheinen über St. Georg wieder recht traurige Tage gekommen zu sein, denn die Chronik berichtet, daß im Jahre 1623 die Kirche einige Monate geschlossen war. Erst als auf Betreiben des französischen Gesandten im Jahre 1626 die Kapuziner neuerdings Kirche und Haus übernahmen, wurde regelmäßig Gottesdienst und Schulunterricht gehalten. Bei St. Georg hatte der Kapuzinerorden, der bis heute in der Levante eine sehr verdienstvolle Wirksamkeit ausübt, die erste dauernde Niederlassung.

Das neue Heim wurde dem Orden bald zu eng; 1630 kaufte er ein nahes Grundstück und 1637 das anstoßende Haus des Stephan Piron. Im Jahre 1660 wurde St. Georg das Opfer eines verheerenden Brandes. Als man bei den Türken die Geburt der ersten Tochter des Sultans feierlich beging, brach in der Nacht des 11. April im Hause eines Zuckerbäckers Feuer aus, das, von einem heftigen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nordwind angefacht, in wenigen Stunden ganz Galata in Asche legte; nicht weniger als sechs Kirchen, darunter auch St. Georg, wurden eingeäschert. Man schritt alsbald zum Wiederaufbau. Da aber nach einem türkischem Gesetz der Platz einer abgebrannten Kirche konfisziert und dem Vakuf, d. h. dem türkischen Religionsfonds, anheimfällt, so wählte man beim Wiederaufbau von St. Georg die Form eines Magazins. Doch die Türken schöpften Verdacht, das Gebäude mußte niedergerissen werden und der Platz wurde dem türkischen Fiskus zugesprochen. Im Jahre 1670 gelang es aber dem französischen Botschafter de Nointel, den Platz, auf dem die Kirche gestanden, für die Christen wieder zu gewinnen. Im Artikel 42 der abgeschlossenen Kapitulation heißt es: „Man darf die zwei französischen Orden Jesuiten und Kapuziner im Besitze ihrer Kirchen, welche sie seit längerer Zeit in Galata innehaben, nicht stören, und da eine dieser Kirchen abgebrannt ist, darf sie im früheren Zustande wieder aufgebaut werden und soll den Kapuzinern zufallen."

Die Kapuziner kauften um den Preis von 2600 Piastern den Platz vom türkischen Vakuf zurück und begannen am 3. Oktober 1675 mit dem Wiederaufbau der Kirche, welche dreischiffig wurde und gegenwärtig noch steht. Am 6. Jänner 1677 konnte sie vom damaligen Patriarchalvikar Gasparini eingeweiht werden.

Die Kapuziner erfüllten mit großem Eifer ihre Mission; sie hörten in französischer, italienischer, griechischer und armenischer Sprache Beichte, predigten an Sonn- und Feiertagen französisch und italienisch und unterhielten für junge Leute eine Sprachschule auf Kosten des Königs beider Sizilien, in welcher in sechs Sprachen unterrichtet wurde; die Schule hatte den Zweck, ihre Besucher zu Dragomanen heranzubilden; außerdem bestand die Elementarschule bei St. Georg weiter.

Im Jahre 1761 wurde die Kirche von St. Georg von den Türken profaniert, indem katholische Armenier, die sich dahin geflüchtet hatten, gewaltsam herausgerissen, teils hingerichtet, teils auf die Galeeren geschleppt wurden. 1783 verkauften die Kapuziner, welche über 150 Jahre in St. Georg gewirkt hatten, Haus und Kirche an den apostolischen Vikar von Konstantinopel Msgr. Frachia auf Rechnung der Propaganda um den Preis von 32.000 Piastern. St. Georg wurde bischöfliche Residenz und der Weltklerus nahm davon Besitz. Doch im Jahre 1802 verlegte Msgr. Fontin wegen Mangels an Raum seinen Sitz an die Dreifaltigkeitskirche in Pera. Für St. Georg kam wieder eine Zeit der Verlassenheit; der Gottesdienst wurde zwar gehalten, aber nur unregelmäßig; die Schule scheint ganz eingegangen zu sein.

Im Jahre 1853 erwarben die bosnischen Franziskaner Kirche und Haus von St. Georg um den Preis von 7000 türkischen Pfunden, um von dort aus die südslawischen Katholiken in Konstantinopel zu pastorieren. Wie eine noch erhaltene lateinische Inschrift besagt, wurde im Jahre 1854 die Kirche unter Mitwirkung des österreichischen Botschafters Baron v. Bruck renoviert. Doch fand das Werk nicht die gewünschte Unterstützung; die bosnischen Franziskaner gerieten in finan-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zielle Schwierigkeiten, indem sie nicht einmal die Zinsen aufbringen konnten für das Kapital, das sie bei einem schismatischen Griechen aufgenommen hatten. Das Haus von St. Georg wurde deshalb an die österreichische Regierung vermietet, die ein Marinespital und ein Gefängnis daraus machte; als beide nach einem anderen Ort verlegt wurden, standen Haus und Kirche leer und drohten zu verfallen.

Im Laufe der Jahre hatten sich in Konstantinopel zahlreiche Deutsche aus Österreich und Deutschland angesiedelt, darunter viele Katholiken. Da sich diese ganz ohne geistlichen Beistand befanden, nahmen sich ihrer die französischen Lazaristen, die im nahegelegenen St. Benoit eine Niederlassung hatten, an, indem sie einen Mitbruder aus Österreich oder Deutschland zur Seelsorge beriefen. Bald machte sich die Notwendigkeit geltend, für diesen Zweck eine eigene Kirche zu erwerben, und da kam das Angebot von Kirche und Haus von St. Georg sehr gelegen. Ein deutscher Lazarist, P. Konrad Ströver, kaufte beides im Jahre 1882 um den Preis von 7500 türkischen Pfunden, wovon die eine Hälfte gleich, der Rest bei üblicher Verzinsung in jährlichen Raten zu 300 türkischen Pfunden abgezahlt werden sollte. Es ist das Verdienst des Wiener Lazaristenhauses und besonders der beiden schon verstorbenen Patres Karl Flandorfer und Ferdinand Medits, daß von Wien aus die nötigen Geldmittel besorgt wurden.

Man ging nun in St. Georg frisch an die Arbeit; die verwahrloste Kirche wurde wieder instand gesetzt und das Haus wohnlich eingerichtet. Um die Katholiken deutscher Zunge im katholischen Glauben zu erhalten und der protestantischen Propaganda entgegenzuarbeiten, wurde der Gottesdienst mit Predigten in deutscher Sprache abgehalten und wieder eine Schule eingerichtet, und zwar im Gebäude zur rechten Seite der Kirche eine Schule für Knaben, im Gebäude links von der Kirche eröffneten die Barmherzigen Schwestern eine Schule für Mädchen, womit ein kleines Waisenhaus verbunden wurde. Nebenbei gesagt, hatten die Barmherzigen Schwestern, die ihr Zentralhaus in Graz haben, auch ein Privatspital in der Nähe übernommen, ebenso die Pflege im österreichischen Spital in Pera und im türkischen Spital in Skutari, deren Seelsorge von St. Georg aus versehen wurde.

Nachdem der Grund zum St. Georg-Kolleg gelegt war, wuchs die Zahl der Schüler und Schülerinnen rasch, so daß ein dreistöckiger Bau über der Kirche und der Ankauf des Nachbarhauses nötig wurden (1889). Seit dem Jahre 1891 sind es ausschließlich Lazaristen aus Österreich-Ungarn, die in St. Georg wirken; der erste Superior, P. Josef Jarosch, war ein gebürtiger Wiener; nach dessen Tode (1900) übernahm P. Johann Kajdi, ein gebürtiger Ungar, die Leitung des Kollegs.

Zu seiner Vervollständigung wurde 1897 eine Unterrealschule hinzugefügt, die sich aber aus Mangel an Schülern nicht halten konnte. Es wurde nunmehr den Verhältnissen in Konstantinopel als einem der größten Handelszentren Rechnung getragen und der Lehrplan einer österreichischen Realschule durch Hinzunahme des Lehrplanes einer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zweiklassigen Handelsschule erweitert. Damit war das Richtige getroffen, wie die von da an stets steigende Frequenz der Anstalt beweist. Während im Schuljahre 1902/03 178 Schüler die Volks-, Bürger- und Realschule besuchten, war die Schülerzahl im Jahre 1907/08 bereits auf 288 gestiegen; im gegenwärtigen Schuljahre (1915/16) beträgt sie 621. — Die Zahl der Schülerinnen in der Schule der Barmherzigen Schwestern, die im Jahre 1902/03 213 betrug, war im Schuljahre 1907/08 auf 290 gestiegen und beträgt im gegenwärtigen Schuljahre 655.

Es stehen noch andere Schulen in Konstantinopel unter dem Schutz der österreichisch-ungarischen Regierung; doch weist St. Georg die größte Zahl von Schülern und Schülerinnen auf. Die Schule St. Maria hat 54, die österreichisch-ungarische Regierungsschule in Pera 476, die Schule der Mechitaristen 120, die israelitische Schule 306, St. Georg 1276 Schüler und Schülerinnen. — Nach Konfessionen verteilen sich die Schüler des St. Georg-Kollegs derzeit folgendermaßen: 214 Katholiken, 113 Griechisch-orthodoxe, 2 Protestanten, 14 Gregorianer, 79 Israeliten, 199 Mohammedaner, zusammen 621. — Was die Nationen anbelangt, so sind vertreten: Österreich-Ungarn 118, Osmanen 369, Hellenen 46, Italiener 24, Engländer 15, Russen 13, Montenegriner 8, Bulgaren 7, Angehörige des Deutschen Reiches 6, Schweizer 5, Rumänen 3, Perser 2, Franzosen 2, je 1 Spanier, Portugiese und Däne. — Das Lehrpersonal setzt sich zusammen aus 10 Lazaristen, 1 Weltpriester, 5 Maristenbrüdern, 1 Schulbruder aus Frankreich und 8 weltlichen Lehrern, zusammen 25.

Daß die Regierung die wissenschaftlichen und erziehlichen Leistungen des St. Georg-Kollegs anerkennt, bezeugt die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone III. Klasse an den derzeitigen Superior des Hauses; auch erhält die Anstalt seitens des Unterrichtsministeriums eine jährliche Subvention. Diese Unterstützung reicht aber nicht aus, da infolge des Krieges die weitestgehenden Unterstützungen und Begünstigungen besonders der Schüler und Schülerinnen aus Österreich-Ungarn notwendig geworden sind, so daß im Schuljahr 1914/15 bereits ein Defizit von 34.035 Kronen sich einstellte, das im gegenwärtigen Schuljahre sich noch vergrößert und wofür bisher jede Deckung fehlt. Dazu kommt, daß Hungernde aller Art, die einmal bessere Tage gesehen haben, die aber nunmehr das Opfer des furchtbaren Kriegselendes geworden sind, zu Hunderten sich ans Kolleg wenden.

Möge die Kunde von dem Bestehen und segensreichen Wirken der dem hl. Georg geweihten Anstalt in der Bosporusstadt in die weitesten Kreise unseres Vaterlandes dringen und die tatkräftige Unterstützung dieses religiösen und eminent patriotischen Werkes veranlassen!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Tempel von Jerusalem.

Ein neuer Tempelbau.

„Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, dann soll meine rechte Hand vergessen sein; meine Zunge klebe an meinem Gaumen, wenn ich dein nicht gedenke: wenn Jerusalem nicht meine erste und höchste Freude bleibt!“ Das war der Treuschwur jedes frommen Israeliten, der in der Fremde oder in der Verbannung fern vom Heiligtum des Herrn weilen mußte (Ps. 136). Jerusalem, die heilige Stadt, mit ihrem Juwel, dem Jehovatempel, war ihm „die Stadt von vollendeter Zierde, die Wonne der ganzen Welt“, wie der Prophet Jeremias in seinen ergreifenden Klageliedern versichert (Klagelieder 2, 15).

Wer möchte ihn nicht schauen in seiner einstigen Pracht, dieses Wunder der Welt, den Tempel von Jerusalem? Nicht nur den Juden galt er als der herrlichste Bau: „Der berühmteste Tempel des ganzen Erdkreises“ heißt er im 2. Buche der Makkabäer (II. Mach. 2, 23). Auch heidnische Schriftsteller gaben ihm dieses Zeugnis. Tacitus nennt ihn „den über alle Menschenwerke berühmten Tempel“ (aedes sacrata ultra omnia mortalia illustris) Der Geschichtschreiber des jüdischen Krieges Flavius Josephus bezeugt: „Dieses Werk ist unter allen, die wir gesehen oder von welchen wir gehört haben, sowohl wegen seiner Bauart wie ob seiner Größe und ob seiner Pracht im einzelnen am meisten bewundernswert“ (jüd. Krieg VI. 3, 8). Das ganze Äußere des Tempelgebäudes strahlte, wie derselbe Autor berichtet, in reichster Vergoldung und riß Augen und Herz zur Bewunderung hin (l. c. V. 5, 6).

In solchem Glanze sahen den Tempel die Jünger des Herrn, als sie vom Ölberg aus ihn darauf aufmerksam machten: „Sieh, Meister, was für Steine und was für eine Pracht!“ Und Jesus antwortete ihnen: „Wahrlich, ich sage euch: es wird kein Stein auf dem anderen belassen, der nicht zerstört wird“ (Mt. 24, 2; Mc. 13, 1). 37 Jahre später ist es eingetroffen; von diesem Weltwunder ist seit mehr als 18 Jahrhunderten „kein Stein mehr auf dem andern“.

Und doch war dieser Tempel ohnegleichen nicht bloß durch die Großartigkeit des Baues und die prächtige Ausstattung, sondern vor allem dadurch, daß er „die Stätte des Thrones Gottes, der Ort der Fußspuren des Herrn“ gewesen (Ez. 43, 7), die Gnadenstätte des Alten Bundes. Und noch mehr dadurch, daß in ihm die Weissagungen der Propheten erfüllt worden sind: „Die Herrlichkeit dieses letzten Tempels wird größer sein als die des ersten, spricht der Herr der Heerscharen“ (Agg. 2, 10). „Alsdann wird kommen zu seinem Tempel der Herrscher, den ihr sucht, und der Engel des Bundes, nach dem ihr verlangt“ (Mal. 3, 1).

Wie sehr ist zu bedauern, daß weder in der Heiligen Schrift noch in der aufgezeichneten Überlieferung der Juden oder anderswo eine genaue Beschreibung des Tempels von Jerusalem sich findet; nur von den Maßen des Tempels berichtet die jüdische Tradition. So hat man seit alter Zeit gar oft versucht, gestützt auf die vorhandenen mangelhaften Angaben, den Tempel im Bilde neu erstehen zu lassen. Doch wem ist der Versuch gelungen? Wohl keiner kann Anspruch erheben, sicher das Richtige getroffen zu haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Jahre 1913 ist ein Buch erschienen: „Der Tempel von Jerusalem. Eine kunsthistorische Studie über seine Maße und Proportionen. Von Odilo Wolff, Benediktiner von Emaus-Prag" (Wien, Schroll). Das Buch enthält eine neue perspektivische Ansicht des Tempels zur Zeit Christi, nach Angaben des Verfassers gezeichnet von Weeser-Krell in Trier. Zwar fehlt der Farbenton eines Gemäldes; doch bietet die künstlerisch ausgeführte Zeichnung ein würdiges Bild des berühmtesten aller Tempelbauten. Aber ist es nur ein Phantasieprodukt oder kann es auf geschichtliche Treue Anspruch erheben in höherem Grade als die vielen anderen bisher gemachten Versuche einer Rekonstruktion des jüdischen Volksheiligtums?

1912 hat P. Odilo Wolff ein Werk veröffentlicht, das berechtigtes Aufsehen erregt hat: „Tempelmaße. Das Gesetz der Proportion in den antiken und altchristlichen Sakralbauten. Ein Beitrag zur Kunstwissenschaft und Ästhetik." (Wien, Schroll.) Er hat darin nachgewiesen, daß die alten Tempelbauten der Ägypter, Griechen und Römer, ja auch die christlichen Kirchen des Altertums und Mittelalters nach einem bestimmten Gesetz angelegt und ausgeführt wurden: nach dem Hexagramm, d. i. dem doppelten gleichseitigen, dem Kreise eingeschriebenen Dreieck[1]). Nun hat er diesen Kanon der antiken Sakralbauten auch anzuwenden gesucht auf das bedeutendste aller Baudenkmale des Altertums — wenn wir da von einem Denkmal reden dürfen, wo kein Stein auf dem andern geblieben. In den „Tempelmaßen" wird das Proportionsgesetz des Hexagramms nachgewiesen an Baudenkmälern, die entweder vollständig oder wenigstens teilweise (in Ruinen) erhalten sind. Der Tempel von Jerusalem hingegen mußte erst wieder aufgebaut werden (im Plane), da von ihm keine Spur mehr vorhanden ist.

Vor nahezu 30 Jahren hatte P. O. Wolff schon den Nachweis versucht, daß beim Tempel von Jerusalem, beim Salomonischen sowohl wie beim Serubabelischen und Herodianischen, das Proportionsgesetz des Hexagramms Anwendung gefunden hat[2]). Ja, der Verfasser sprach damals die Meinung aus, der Tempel von Jerusalem sei ein so vollkommen von der Geometrie bestimmtes und beherrschtes Bauwerk, wie sich wohl kein zweites aus alter Zeit finden lasse. Diese Behauptung muß er nun einschränken und zugestehen: dasselbe Konstruktionsgesetz beherrscht in gleicher Vollkommenheit zahlreiche andere Sakralbauten des Altertums, bildet also keineswegs einen ausschließlichen Vorzug des Tempels in Jerusalem. Die Studie vom Jahre 1887 war eben nur „das Resultat eines ersten, teilweise noch unvollkommenen Versuches der Handhabung jenes Gesetzes". Trotz dieser Mangelhaftigkeit wurde sie seinerzeit sehr beifällig, selbst mit einer Art von Begeisterung aufgenommen.

Ein gewisses Mißtrauen schien jedoch damals berechtigt, weil das Hexagrammgesetz noch bei keinem der anderen Sakralbauten des Altertums nachgewiesen war. Nachdem nun inzwischen der Nachweis über Erwarten gelungen ist, daß das Proportionsgesetz des Hexagramms ein Gemeingut des ganzen Altertums gewesen, war jedes Mißtrauen gegen dessen Anwendung auf den Jehovatempel beseitigt; es handelte sich nur mehr darum, zu zeigen, daß auch dieser Tempel dem allgemein geltenden Gesetze sich ohne Zwang einfüge.

Nicht ein neues Resultat wollte der Verfasser durch seine neueste Studie aufstellen, nur das alte bestätigen durch neue Bearbeitung des ersten Versuches von 1887. Hiebei konnte er nunmehr von einem Rechte Gebrauch machen, das ihm vor 30 Jahren nicht zu Gebote stand. Dort, wo die geschichtlichen Quellen versagen oder nicht übereinstimmen oder sich unglaubwürdig erweisen, durfte er jetzt für den Wiederaufbau des Tempels unbedenklich das unleugbar im Altertum wohlbekannte Proportionsgesetz zur Ergänzung von Lücken herbeiziehen.

Liegt hierin aber nicht ein circulus vitiosus? Heißt das nicht: das Hexagrammgesetz bei der Tempelrekonstruktion verwenden, um zu beweisen, daß der Tempel eben dieses Gesetz in sich trage? Keineswegs. Der Verfasser weiß zunächst alles gewissenhaft zu benützen, was die Altertumsforschung bezüglich der Tempel-

[1]) Vgl. die im 14. Jahrgang dieser Zeitschrift, Heft 4, enthaltene Besprechung des Werkes.
[2]) Der Tempel von Jerusalem und seine Maße. Von P. O. Wolff O. S. B. Graz, Styria, 1887.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

maße in Jerusalem bisher festgestellt hat. Hieraus ergibt sich bereits, daß auch der Jehovatempel wenigstens in der Hauptsache unzweifelhaft das Proportionsgesetz der alten Sakralbauten aufweist. Nur dort, wo, wie bemerkt, alle bisherige Forschung versagt — und dies tritt verhältnismäßig nur selten ein —, hält der Autor sich berechtigt, das Fehlende zu ergänzen durch folgerichtige Anwendung des nämlichen Gesetzes. Der Erfolg, nämlich die befriedigende Lösung strittiger Fragen, das vollkommen entsprechende Ausfüllen vorhandener Lücken, die treffende Übereinstimmung mit dem Ganzen, lieferte ihm die willkommenste Rechtfertigung.

Mit dem Erweis von der weiten Verbreitung des Hexagrammgesetzes hatte P. O. Wolff eine neue, sichere Grundlage für den Wiederaufbau des Tempels von Jerusalem gewonnen. Der neue Bau hat aber auch eine erhebliche Veränderung erfahren (gegenüber dem ersten Versuche vor 30 Jahren), indem ein nicht geringer Irrtum beseitigt wurde. „Durch verschiedene Autoritäten hatte der Verfasser damals sich verleiten lassen, den Brandopferaltar im Priestervorhofe von seinem natürlichen Fundamente, dem heiligen Felsen, wegzurücken." Er ließ dafür die Bundeslade im Allerheiligsten auf diesem Felsen ruhen, der heute die Mitte der Omarmoschee einnimmt. Dadurch ergab sich früher eine bedeutende Verschiebung des Tempelhauses von Westen nach Osten, die sich später dem Autor als unstatthaft erwiesen hat. Indem dieser Fehler nunmehr korrigiert ist, ergibt sich ein ungleich befriedigenderes Bild der ganzen Tempelanlage. — Eine andere glückliche Neuerung ist die völlige Umgestaltung der Vorhalle des Tempelgebäudes mit ihrem gewaltigen, alles überragenden und beherrschenden Pylon — auf Grund einer sorgfältigeren Forschung erzielt. Der Verfasser gesteht: bei der ersten Studie (1887) habe er die Maßrute und den Zirkel noch nicht so zu handhaben verstanden, wie inzwischen die Übung an den ägyptischen, griechischen und römischen Bauten es ihn gelehrt hat.

So hat er nunmehr auch den großen äußeren Vorhof des Herodianischen Tempels in seine Maßberechnung einbezogen; auch dieser, allerdings heute ein unregelmäßiges Viereck bildende Tempelplatz (Haram esch Scherif genannt) trägt — mit leichter Korrektur als reguläres Rechteck betrachtet — das Gesetz des Hexagramms in sich. Mit großer Genugtuung kann somit der Verfasser feststellen, daß nicht nur das Tempelhaus selbst im Grund- und Aufriß mit seinen beiden inneren Vorhöfen, sondern auch dessen ganze weite Umrahmung, auch der „Vorhof der Heiden", vom gleichen Baugesetze beherrscht war.

Es ist P. O. Wolff gelungen, ein sowohl technisch als künstlerisch durchaus befriedigendes Bild des Jehovatempels zur Zeit Christi zu konstruieren, in welchem alle geschichtlichen Anhaltspunkte wie topographische Messungen an Ort und Stelle sorgfältig verwertet sind; zugleich kommt das Proportionsgesetz der alten Sakralbauten dabei in besonders vollkommener Weise zur Geltung. — Das Buch „Der Tempel von Jerusalem" ist demnach keine bloße Wiederholung des 1887 erschienenen Werkes „Der Tempel von Jerusalem und seine Maße", sondern eine völlig neue Bearbeitung desselben im Text wie in den fast um das Vierfache vermehrten erläuternden Zeichnungen. Weit ansprechender ist der neue Tempelaufbau in seiner Gesamtansicht. Wir zweifeln nicht, daß diese Rekonstruktion des Tempels von Jerusalem unter allen bisher gemachten Versuchen dem einstigen Wunderbau am nächsten kommt.

Augustin Egger O. S. B., Seckau.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1915.

Von Generalsekretär **Dr. Th. Innitzer.**

1. Vereinsbericht.

Das 24. Bestandsjahr der Leo-Gesellschaft verlief unter dem Getümmel des Weltkrieges in ähnlich stiller Weise wie sein unmittelbarer Vorgänger. Jedoch wurde die Sektionstätigkeit mit einigen Einschränkungen in herkömmlicher Weise fortgesetzt.

Infolge seines Scheidens vom akademischen Lehramte und damit von Wien legte Vizepräsident Hofrat Dr. Josef Hirn mit Schreiben vom 11. Juni 1915 sein Amt in der Leo-Gesellschaft zurück. In der Sitzung des Direktoriums am 13. Oktober würdigte Se. Eminenz der Präsident Hofrat Hirns hervorragende Verdienste um die Gründung und das Gedeihen der Gesellschaft und zumal ihres Tiroler Zweigvereines und sprach ihm den Dank der Gesellschaft aus. In der Sitzung am 19. November wählte das Direktorium durch Zuruf Hofrat Dr. Karl Ferdinand v. Kummer zum Vizepräsidenten. In derselben Sitzung legte Gutsbesitzer Anton Weimar das Amt des Schatzmeisters mit Hinweis auf Arbeitsüberbürdung und oftmalige berufliche Abwesenheit von Wien zurück. An seine Stelle wurde Hofrat Eduard Michl zum Schatzmeister gewählt. Das von diesem bisher bekleidete Amt eines Rechnungsprüfers übernahm auf Bitte des Direktoriums Sparkassenkontrollor Konrad Gall.

Die Hauptversammlung wurde am 1. Dezember 1915 im Konsistorialsaale des fürsterzbischöflichen Palais unter dem Vorsitze Sr. Eminenz des Präsidenten abgehalten und war glänzend besucht. Universitätsprofessor, k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Alexander Pilcz hielt einen spannenden Vortrag über „Kriegspsychiatrische Erfahrungen".

Wissenschaftliche Arbeiten wurden in diesem Jahre infolge der durch den Krieg verursachten schwierigen Verhältnisse (auch die bisherigen Zuwendungen durch das k. k. Unterrichtsministerium wurden mit Kriegsbeginn eingestellt) nicht herausgegeben. Das „Allgemeine Literaturblatt" erschien monatlich als Vereinsgabe, die „Kultur" (mit einiger Verspätung infolge von Schwierig-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keiten von seiten der Druckerei) als Jahrbuch in etwas vermindertem Umfang, beide wie bisher herausgegeben von Dr. Franz Schnürer, Direktor der a. h. Familien-Fideikommiß- und Privatbibliothek Sr. Majestät. — Die Herausgabe des „Anthropos" (Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, herausgegeben von Dr. P. Wilhelm Schmidt, S. V. D., St. Gabriel bei Wien) wurde mit 500 K unterstützt.

Bezüglich der Vortragstätigkeit hielt die mit Kriegsausbruch begonnene Einschränkung der Montagsabende an, da unter anderen deren Leiter Professor J. Neumair seit Kriegsbeginn im Felde steht. Es fanden deren nur zwei statt mit folgenden Vorträgen:

8. Februar: Frl. Berta Pelikan: „Bilder aus Belgien" (Lichtbildervortrag).

22. März: Generalmajor Athanas von Guggenberg: „Über die Kriegsbegebenheiten auf dem österreichisch-deutsch-russischen Kriegsschauplatz."

In den Sektionssitzungen wurden folgende Vorträge gehalten:

In der philosophisch-theologischen Sektion:

10. Februar: Universitätsprofessor Dr. Ernst Tomek: „Christentum und Soldatenstand."

10. März: P. Franz Zimmermann: „Zur Geschichte der Abendmesse."

21. April: Professor Dr. Ambros Legler: „Der Zeugenbeweis im kanonischen Prozeß über das Blutwunder von Korneuburg."

16. Juni: Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel: „Christentum und klassische Bildung."

20. Oktober: Universitätsprofessor Dr. Th. Innitzer: „Neue theologische Kriegsliteratur."

17. November: Prälat Dr. Ernst Seydl: „Bergsons intuitive Philosophie."

In der Kunstsektion:

27. Februar: Regierungsrat Dr. Moritz Dreger: „Krieg und Kunst."

In der historischen Sektion:

25. Februar: Hofrat, Universitätsprofessor Dr. Josef Hirn: „Zur Geschichte des Bruderzwistes unter Kaiser Rudolf II."

In der katechetischen Sektion wurden folgende Gegenstände behandelt:

19. Jänner: Aussendungen für den Kongreßbericht. Der Gebetsanhang des Katechismus. Die Behandlung der Katechismusfragen.

2. März: Liturgischer Anhang im Katechismus.

23. März: Behandlung der Katechismusfrage.

In der sozialwissenschaftlichen Sektion:

13. Jänner: Oberfinanzrat Wiard v. Klopp: „Finanzielle Vorbedingungen der heutigen Massenkriege."

3. Februar: Generalmajor Athanas v. Guggenberg: „Der gegenwärtige Krieg vom militärischen Standpunkte, mit besonderer Berücksichtigung unserer Kriegsschauplätze."

24. Februar: Universitätsprofessor Dr. R. F. Kaindl: „Die Karpathendeutschen und ihre Tagungen."

17. März: Professor Dr. Rudolf Kobatsch: „Das künftige handelspolitische Verhältnis Österreich-Ungarns zum Deutschen Reiche und zu dritten Staaten."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

7. April: P. Franz Zimmermann: „Die soziale Bedeutung der Abendmesse."
28. April: Regierungsrat Dr. Wilhelm Hecke: „Ungleiche Volksvermehrung als Kriegsursache."
9. Juni: Professor Dr. Ambros Legler: „Die Judenfrage in Österreich im 13. und 14. Jahrhundert."
7. Juli: Dr. Erwin Karl Herlinger: „Über Kriegsbeschädigtenfürsorge."
15. Dezember: Dr. Ernst Kautsky: „Benedikt XV. und die Fragen der Zeit."

Die Tätigkeit unseres Zweigvereins für Salzburg war auch in diesem Jahre eine recht erfreuliche. Nach dem Berichte, den Dr. Johannes Eckardt in der am 18. März 1916 abgehaltenen Hauptversammlung gab, wurden im letzten Vereinsjahr folgende monatliche Vorträge veranstaltet:

Jänner: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, München: „Das vaterländische Moment im künstlerischen Schaffen Richard Wagners."
Februar: Schulrat Dr. Kasimir Krotoski, Neumarkt, Galizien: „Die religiösen, kulturellen und politischen Strömungen in Galizien."
März: Stiftsarchivar P. Josef v. Straßer O. S. B., St. Peter: „Salzburgische Stimmungsbilder aus den Franzosenkriegen vor 100 Jahren" (verbunden mit einer Ausstellung historischer Landkarten, Bildern und Kleinkunstgegenständen).
April: Domprediger Gabriel Kellinger: „Der Krieg und seine Wirkung."
Mai: Hofrat Dr. Heinrich Lammasch: „Katholizismus und Völkerrecht."
Juni: Universitätsprofessor Dr. Ernst Tomek, Graz: „Österreichs Religionspolitik im Orient."
Oktober: Erzabt Norbert Weber O. S. B., St. Ottilien (Bayern): „Die Aufgaben der Zentralmächte in Ostasien."
November: Kgl. bayr. Generalmajor Ludwig Maier: „Der moderne Festungskrieg."
Dezember: Universitätsprofessor Dr. Josef Lehner, Wien: „Tragweite und Grenzen der katholischen Marienverehrung."

Alle Versammlungen waren sehr gut besucht. Aus dem Berichte des Kassiers Oberfinanzrates J. Huber geht hervor, daß die Zahl der Mitglieder von 62 auf 73, jene der Teilnehmer von 1 auf 7 stieg. Den Einnahmen des Zweigvereins mit 1127 K standen Ausgaben von 580 K gegenüber; an den Stammverein wurden 349 K überwiesen.

Im Jahre 1915 traten der Leo-Gesellschaft 48 Mitglieder bei. Dagegen schieden aus: durch Ableben 36 Mitglieder, davon 5 Förderer, 4 lebenslängliche Mitglieder, 25 Mitglieder, 2 Teilnehmer; durch Austritt 63 Mitglieder und 20 Teilnehmer, zusammen 83.

Der Mitgliederstand betrug daher Ende 1915 im Stammverein: 4 Ehrenmitglieder, 37 Förderer, 77 lebenslängliche und 1149 ordentliche Mitglieder, 4 lebenslängliche und 41 ordentliche Teilnehmer (zusammen 1312); — im Zweigverein für Tirol und Vorarlberg: 13 lebenslängliche und 204 ordentliche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitglieder, 45 Teilnehmer (zusammen 262); — im Zweigverein für Salzburg: 1 lebenslängliches Mitglied, 71 ordentliche Mitglieder, 5 Teilnehmer (zusammen 77). Gesamtzahl aller Mitglieder 1651.

Leider ist auch in diesem Jahre ein nicht ganz unbedeutender Rückgang in der Mitgliederzahl zu verzeichnen (71). Dieser ist in den Todesfällen, den durch die Kriegsverhältnisse verursachten Austritten und darin begründet, daß die jetzige Zeitlage für die Werbetätigkeit ungünstig ist. Die Gesellschaft kann unter diesen Umständen nichts anderes tun, als sich die gebotenen Beschränkungen auferlegen und vertrauensvoll ruhigeren Zeiten entgegenharren. Sie bittet daher auch ihre Mitglieder, diese Zeitumstände in Rechnung zu ziehen und ihr treu zu bleiben. Der kommende Frühling wird auch neue Kräfte erwecken!

2. Ausweis über die Geldgebarung im Jahre 1915.

Nr.	Einnahmen	K	h	Nr.	Ausgaben	K	h
1	Vortrag aus dem Jahre 1914, Barbestand, Postsparkasse- und Bankguthaben	1897	91	1	Subventionen: Anthropos K 500.- Bastgen „ 1000.- Diverse „ 10.-	1510	— 80 —
2	Mitgliederbeiträge	12203	64	2	Kultur und Literaturblatt	10410	—
3	Spenden	460	—	3	Buchdruckerei Fromme	105	16
4	Zinsen	3202	97	4	Katechetischer Kongreß	25	26
5	Verlag	117	95	5	Verschiedene Publikationen	661	
				6	Verwaltungsauslagen	1828	
				7	Verbleibt für 1916, und zwar: Kasse . . . K 34·80 Postsparkasse . . „ 1979·52 Bankguthaben . „ 1327·93	3342	25
	Summe . . .	17882	47		Summe . . .	17882	47

Der Schatzmeister:
Ed. Michl m. p.

Die Rechnungsprüfer:
Dr. Simon Hagenauer m. p.
Konrad Gall m. p.

Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den P. T. Herren:

Präsident: Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl, Fürsterzbischof von Wien.
1. Vizepräsident: Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Hofrat, Prälat und Universitätsprofessor, Wien.
2. Vizepräsident: Dr. Karl Ferdinand von Kummer, k. k. Hofrat, Landesschulinspektor a. D., Wien.
Generalsekretär: Dr. Theodor Innitzer, Universitätsprofessor, Wien.
Schatzmeister: Eduard Michl, k. k. Hofrat, Wien.
Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien
Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.
Dr. Heinrich Giese, f.-e. geistl. Rat, Seminardirektor, Wien.
Dr. Franz Gutjahr, Prälat, Univ.-Prof., Priesterhausdirektor, Graz.
Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor a. D., Bregenz.
Dr. P. Albert Hübl, k. k. Professor, Archivar des Stiftes Schotten in Wien.
Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Dr. P. Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.
P. Viktor Kolb S. J., Wien.
Dr. Richard v. Kralik, Wien.
Erlaucht Franz Graf v. Kuefstein, Mitglied des Herrenhauses, Viehofen.
Julius Kundi, Ehrendomherr, f.-e. Rat, Stadtdechant, Wien.
Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, Wien.
Dr. Gustav Müller, Ap. Protonotar, Domkustos, Seminardirektor, Wien.
Josef Neumair, Professor a. d. Lehrerakademie, Wien.
Dr. Ludwig Freih. v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Direktor des Istituto austriaco in Rom.
Dr. Alexander Pilcz, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Ing. Rudolf F. Pozděna, Oberkommissär im k. k. Arbeitsministerium, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat a. D., Wien.
Dr. Franz M. Schindler, päpstl. Protonotar, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.
Dr. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., Herausgeber des „Anthropos", St. Gabriel bei Mödling.
Dr. Franz Schnürer, Direktor der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Ernst Seydl, päpstl. Hausprälat, Hof- und Burgpfarrer, Wien.
Karl Maria Trura, Ritter von Santatrura, k. k. Senatspräsident des Verwaltungsgerichtshofes a. D., Wien.
Dr. Jos. Ed. Wackernell, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Innsbruck.
Anton Weimar, Gutsbesitzer, Wien.
Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor a. D., Mitglied des Herrenhauses, Leitmeritz.
Exzellenz Dr. Hermann Zschokke, Weihbischof, Dompropst, k. k. Sektionschef und Mitglied des Herrenhauses, Wien.

4. Vorstände der Sektionen der Leo-Gesellschaft.

1. Für Philosophie und Theologie: Obmann: Prälat Dr. Ernst Seydl; 1. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Johann Döller; 2. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Josef Lehner; 1. Schriftführer: Gymnasialprofessor Dr. Leopold Krebs; 2. Schriftführer: Subrektor Karl Rudolf.
2. Für Geschichtswissenschaften: Obmann: Archivar Professor Dr. P. Albert Hübl.
3. Für Rechts- und Sozialwissenschaften: Obmann: Sektionsrat a. D. Dr. Karl Scheimpflug; Stellvertreter: Landesvizesekretär Dr. Hans Rizzi; Schriftführer: Dr. Hans Freiherr von Zeßner.
4. Literarische Sektion (vereint mit dem Verbande der kath. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs): Obmann: Dr. Richard von Kralik; Schriftführer: Dr. Richard Donin.
5. Für Naturwissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Doktor Alexander Pilcz; Stellvertreter: Professor Dr. Josef Stadlmann; Schriftführer: Dr. Johann P. Haustein.
6. Für Pädagogik: Obmann: Hofrat Dr. Karl Ferdinand von Kummer; 1. Stellvertreter: Pädagogiumdirektor Regierungsrat Dr. R. Hornich; 2. Stellvertreter: Schulrat Andreas Weiß; 1. Schriftführer: kais. Rat Georg Zeitelberger; 2. Schriftführer: Übungsschullehrer L. Rotter.
7. Für Kunst: Obmann: Anton Weimar; Stellvertreter: Baurat Architekt Anton Weber; Schriftführer: Architekt J. Kotzurek.
8. Für Katechetik: Obmann: Kanonikus Julius Kundi; 1. Stellvertreter: Hofrat Dr. Heinrich Swoboda; 2. Stellvertreter Domkapitular Dr. Eduard Krauß; 1. Schriftführer: Religionsprofessor Emil Kratochwill; 2. Schriftführer: Koop. Ferdinand Haas.
9. Für Rhetorik: Obmann: Seminardirektor Dr. Heinrich Giese; Stellvertreter: Msgr. Al. Stingeder; Schriftführer: Koop. Josef Schnitt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.
Obmannstellvertreter: Dr. Josef Eduard Wackernell, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Innsbruck.
Schriftführer: Anton Müller (Br. Willram), Religionsprofessor am Pädagogium, und Dr. Alois Lanner, k. k. Schulrat und Landesschulinspektor, Innsbruck.
Kassier: Dr. J. Kraft, Archivbeamter, Innsbruck.
Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Mich. Mayr, k. k. Univ.-Prof., Archivdirektor und Landtagsabgeordneter, Innsbruck.
Msgr. Dr. Alois Spielmann, geistl. Rat und Gymnasialdirektor, Brixen.
Se. Exzellenz Dr. Theodor Freiherr v. Kathrein, Landeshauptmann von Tirol, Innsbruck.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann von Vorarlberg, Dornbirn.
Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Innsbruck, Dr. Ludwig Freih. v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto austriaco in Rom.
Dr. Karl Klaar, k. k. Staatsarchivdirektor, Innsbruck.
Ferdinand Watschitzky, k. k. Direktor i. R., Innsbruck.

---

6. Der Vorstand des Zweigvereines für das Kronland Salzburg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.
Obmannstellvertreter: Dr. Andreas Mubrich, Archivdirektor, Salzburg.
Schriftführer: Dr. Rudolf Ramek, Hof- und Gerichtsadvokat, Salzburg.
Kassier: Josef Huber, Oberfinanzrat, Salzburg.
Dr. Johannes Eckardt, Schriftleiter, Salzburg.
Josef Rauter, Domkooperator, Salzburg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

7. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1915.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der L.-G.

1892: 26. Jänner: Konstituierende Versammlung der L.-G. in Wien: Wahl des Direktoriums für die Jahre 1892 bis 1895. — 9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg. — 7. und 8. Aug.: 1. G.-V. in Linz.

1893: 21. Febr.: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der L.-G. den Fördererbeitrag von 2000 K. — 24. bis 26. Juli: 2. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: G.-V. des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz. — 30. Juli bis 1. Aug.: 3. G.-V. der L.-G. in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. — 20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leos XIII. an die L.-G. — 29. bis 31. Juli: 4. G.-V. d. L.-G. in Graz. Änderung einiger Statuten. Wahl des Direktoriums für 1895 bis 1901.

1896: 14. bis 16. Sept.: 5. G.-V. der L.-G. in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. G.-V. der L.-G. in Klagenfurt. — 27. und 28. Dez.: G.-V. des Z.-V. der L.-G. f. T. u. V. in Innsbruck.

1898: 27. bis 29. Nov.: 7. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1899: 18. und 19. Sept.: 8. G.-V. der L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. G.-V. d. L.-G. in Marburg. — 10. und 11. Sept.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. G.-V. d. L.-G. in Wien: Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901 bis 1907. — 3. Okt.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. Neuwahl des Vorstandes für 1901 bis 1907.

1902: 25. und 26. Sept.: 11. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz.

1903: 22. Juni: 12. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 20. Juli: Leo XIII. †.

1904: 13. bis 15. Sept.: 13. G.-V. d. L.-G., zugleich G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Hall bei Innsbruck.

1905: 19. und 20. Nov.: 14. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1906: 11. Nov.: 15. G.-V. d. L.-G. in Wiener-Neustadt.

1907: 3. und 4. Mai: 16. G.-V. d. L.-G. in Wien. Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1907 bis 1913.

1908: 30. Nov.: 17. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1909: 22. und 23. Nov.: 18. G.-V. d. L.-G. in Wien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1910: 16. März: Josef Freiherr von Helfert, erster Präsident der Leo-Gesellschaft, †. — 6. Mai: Wahl Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft. — 7. Nov.: 19. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1911: 17. Mai: Rücktritt Sr. Exzellenz des Apost. Feldvikars Bischofs Dr. Kol. Belopotoczky als ersten Vizepräsidenten, Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft. — 13. Okt.: Wahl des Univ.-Prof. Prälaten Dr. Heinrich Swoboda zum ersten Vizepräsidenten. — 3. Nov.: 20. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1912: 18. Nov.: 21. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1913: 29. Jänner: Hofrat Dr. Franz M. Schindler legt das Amt des Generalsekretärs nieder. — 22. Sept.: Konstituierende Versammlung des Zweigvereins für das Kronland Salzburg. — 4. bis 6. Okt.: 22. G.-V. d. L.-G. in Salzburg. — Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1913 bis 1919. — Rücktritt des zweiten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. — Wahl Sr. Exzellenz des Fürsterzbischofs von Wien, Dr. Friedrich Gustav Piffl, zum Präsidenten, Ernennung Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein und des Hofrates Prälaten Schindler zu Ehrenmitgliedern der Leo-Gesellschaft.

1914: 11. Nov.: 23. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 14. Dez.: Apostol. Feldvikar d. R., Bischof Dr. Koloman Belopotoczky, Großpropst von Großwardein, Mitbegründer der Leo-Gesellschaft, †.

1915: 11. Juni: Rücktritt des Vizepräsidenten Hofrates Dr. Josef Hirn. — 19. Nov.: Wahl des Hofrates Dr. Karl Ferd. von Kummer zum zweiten Vizepräsidenten. — 1. Dez: 24. G.-V. d. L.-G. in Wien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt.

Seite

Der Pazifismus und die Katholiken. Von o. ö. Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel, Salzburg 3

Angst vor der Freude. Von Ella Graf, Wien 13

Das Wiener Heldengedicht von 1683. Von Dr. Richard v. Kralik, Wien 14

Nietzsches „Ecce homo". Von k. k. Hof- und Burgpfarrer Dr. Ernst Seydl, Wien 41

Der Österreicher Ottokar Kernstock. Von Prof. Dr. Oswald Floeck, Prag 49

Zur Frage des kirchlichen Volksgesanges in der Wiener Erzdiözese. Von Matthias Heumann, Kurat bei St. Stephan in Wien 72

Legendchen. Von Ella Graf, Wien 82

Land und Leute in Kurland. Von Hanny Brentano, Wien 83

Das St. Georg-Kolleg in Konstantinopel. Von f.-e. geistl. Rat Johann Legerer, Superior der Missionspriester, Wien 94

Der Tempel von Jerusalem. Ein neuer Tempelbau. Von P. Augustin Egger O. S. B., Seckau 100

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1915. Vom Generalsekretär o. ö. Universitätsprofessor Dr. Th. Innitzer, Wien . . . . . I—IX

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-20 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE KULTUR

JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERREICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XVIII. JAHRGANG

WIEN
VERLAGSANSTALT TYROLIA, INNSBRUCK
1917

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-20 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015073734199
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google